

"Nahtoderfahrungen als
Grenzerlebnis in der Seelsorge"

"Historischer Blick in die Geschichte
der Spitäler in Dresden"

INFO 29 Februar
2026





vrk+

Nachhaltige Vorsorge

für Ihre Mitarbeitenden

Ihre Vorteile – unsere Leistungen für christliche Einrichtungen

- individuelle Entwicklung von Versorgungssystemen
- Überprüfung von Versorgungszusagen
- Erstellung aller arbeitsrechtlichen Unterlagen
- persönliche Analyse und Beratung vor Ort

Damit erreichen wir für Sie:

- Aufdecken und Beheben von Haftungslücken
- Entlastung Ihrer Personalabteilung
- attraktive Förderung der Mitarbeitenden



Sprechen Sie uns an – gerne sind wir für Sie da!
Filialdirektion Ost . Telefon 030 41474840 . fd-ost@vrk.de



Votivkirche Wien

INHALT

- 3 Inhalt
4 Geleitwort
6-15 Bericht des Vorsitzenden des Sächsischen Pfarrvereins
16-17 Aus der Arbeit der Solidarkasse
18-19 Gespräch der Pfarrvertretung mit Landesbischof Tobias Bilz
20-25 **Thema 1 „Spitäler in Dresden“ – Vom Wandel einer Institution im 13.-16. Jahrhundert. Gespräch mit Dr. Alexandra Stanislaw-Kemenah**
26-35 **Thema 2 „Nahtoderfahrungen: Eine Aufgabe und Herausforderung für Theologie und Kirche“ von Prof. Enno Edzard Popkes**
36-39 Anette Bärisch: Möglichkeiten der Selbstfürsorge für sächsische Pfarrerinnen und Pfarrer
42-44 Christian Mendt: Was tun, wenn die Wehrpflicht reaktiviert werden muss?
45-58 Fulbert Steffensky: „Damit die Träume nicht verloren gehen!
– Religiöse Bildung und Erziehung in säkularen Zeiten“
59-60 Ausflugstipp für Gemeindegruppen: Der Pfarrgarten in Saxdorf
61-63 Informationen vom Versicherer im Raum der Kirchen (VRK)
64-67 **Serie: Pfarrer im Ruhestand**
Lesenswert:
68 Alexander Deeg und Christian Lehnert (Hrsg.) „Erfahrenes Heil – Gottesdienst und Heilung“
69 Edgar Thaidigsmann „Gesehen werden und sehen“
– Elemente einer theologischen Sehschule
70 Johann Hinrich Claussen „Gottes Bilder – Eine Geschichte der christlichen Kunst“
71 Andrea Gorres „Integrative Seelsorge – Ein praktisch-theologisches Verfahren“
72-73 Konrad Creuz – Lebens-Geschichten
74-79 Rückblick Jahrestagung 2025 / Termin Jahrestagung 2026 / Informationen Leistungskatalog / Formular Mitgliedschaft / Hinweise



Geleit Wort

Liebe Schwestern und Brüder im Amt, in der Ausbildung und im Ruhestand,

die Jahreslosung „Gott spricht: Siehe ich mache alles neu!“ aus dem Buch der Offenbarung 21,5 lädt uns ein anzuhalten und bei „Los“ von vorne zu beginnen. Das scheint mir einerseits verlockend, andererseits irritierend zu sein. Die Erlebnisse und Erfahrungen des vergangenen Jahres waren nicht alle schlecht. Berührende Begegnungen, gelungene Aktivitäten in der Kirchengemeinde oder in Gremien, die positive Nachwirkungen bis heute haben, gab es auch. „Kirche im Wandel“ stellt sich diesen Herausforderungen in unserer Kirche. Als Pfarrvertretung begleiten wir die Veränderungsprozesse im Blick auf die Auswirkungen für die Pfarrerschaft. Zur Deutung der Jahreslosung hilft mir die Jahreslosung des vergangenen Jahres 2025: „Prüfet alles und behaltet das Gute!“ Lege ich die beiden Bibelworte nebeneinander, ergeben sie einen folgerichtigen Zusammenhang mit der Möglichkeit, aus Fehlern und Misserfolgen lernen zu können. „Gott spricht: Siehe ich mache alles neu!“ bekommt damit mehr Tiefe.

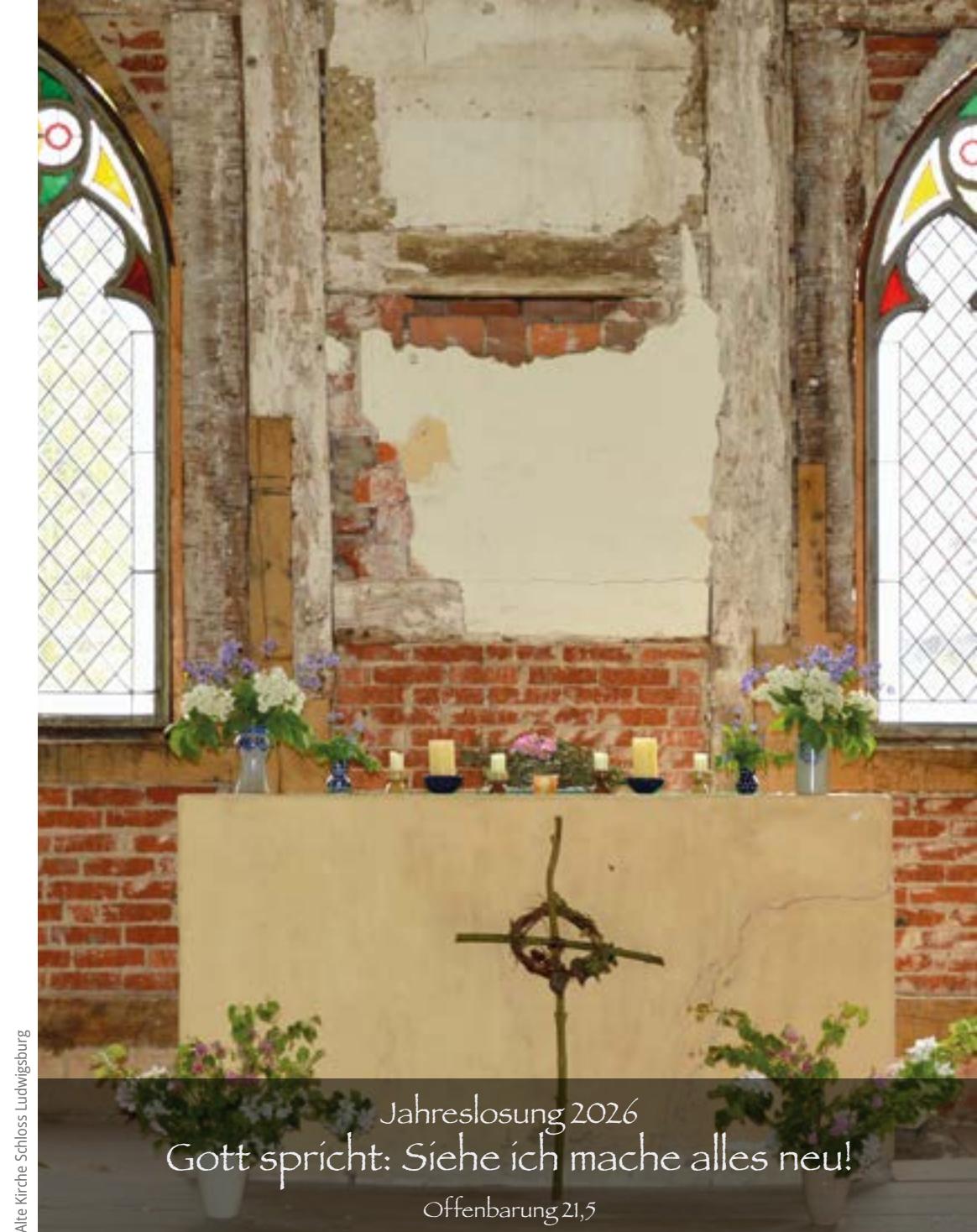
In der Jahreslosung steckt die Lebenserfahrung: Leben ist Veränderung. Nichts bleibt, wie es ist. Das klingt so absolut gesehen, beunruhigend. Für mich sind auf dem Weg in das neue Jahr Zeiten zur Rast und Stärkung wichtig. Dazu gehört auch ein Blick in die Umgebung und Reflexion

zur bisher gegangenen Wegstrecke: Was habe ich auf dem Weg entdeckt? Gab es Hindernisse, die umgangen werden mussten? Welche Wegstrecke habe ich besonders anstrengend erlebt? Welchen Weg möchte ich nicht wieder gehen? Welche Erfahrungen haben mir geholfen den neuen Weg zu erkunden? Mit welchen Wanderern unterwegs bin ich länger ins Gespräch gekommen und habe Telefonnummern ausgetauscht? Das gilt im persönlichen, wie auch in dienstlichen Bereich.

Erfahrungen mit großer Veränderung hat es immer gegeben. Die Bibel berichtet in vielen Texten davon. Im Beitrag über die „Entwicklung der Spitäler in Dresden“ gibt es einen exemplarischen Einblick in die soziale Situation vor ca. 500 Jahren. Wenn wir die großen medizinischen und sozialen Fortschritte in dessen Verlauf bis heute vergleichen, wird deutlich, dass viele Veränderungen Zeit brauchen, bis sie wirklich als solche wahrgenommen werden. Im Rückblick erschließt sich Vieles genauer. Die Jahreslosung „Gott spricht: Siehe ich mache alles neu!“ kann auch mit einem Aspekt gelesen werden, der über unser irdisches Leben hinausweist. Professor Enno Edzard Popkes gibt den Leser:innen einen Einblick in seine Forschungsarbeit zum Thema: „Nahtoderfahrungen als eine Aufgabe und Herausforderung für Theologie und Kirche“. Daneben stellt uns Fulbert Steffensky seine Erfahrungen zur religiösen Bildung und Erziehung in säkularen Zeiten zur Verfügung.

Viel Freude bei der Lektüre wünscht Ihnen

Gabriele Schreier



Alte Kirche Schloss Ludwigsburg

Jahreslosung 2026
Gott spricht: Siehe ich mache alles neu!
Offenbarung 21,5

Vorstandsbericht 2025

auf der Mitgliederversammlung des Sächsischen Pfarrvereins am 5. November 2025 im Klosterhof St. Afra in Meißen.

In meiner Funktion als Vorsitzender des Verbandes Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V. komme ich viel herum. Dienstreisen führen mich von Sachsen aus an die Küsten von Ost- und Nordsee, nach Westfalen und Hessen, ins Rheinland und die Pfalz, nach Baden und Württemberg ebenso wie nach Bayern und Brandenburg. Und als geborenes Mitglied der Evangelischen Partnerhilfe reise ich sogar mit zu Tagungen nach Polen, Serbien und Tschechien. Die Konferenz der Europäischen Pfarrverbände, in dessen Präsidium ich gewählt wurde, hielt ihren Kongress in diesem Sommer in Siebenbürgen in Rumänien ab.

Die Reise, welche mich aber am meisten bewegt und am tiefsten beeindruckt hat, erfolgte Anfang September im Auftrag unserer sächsischen Solidarkasse nach Riga, der Hauptstadt Lettlands. Jenes Landes also, das in den letzten Tagen durch die Nachrichten ging: Am 31. Oktober wurde bekannt, dass Lettland per Parlamentsbeschluss aus der sogenannten Istanbul-Konvention austreten will. Bei uns wird der 31. Oktober als Reformationstag begangen, ist in Sachsen sogar Feiertag. Reformation, so habe ich einmal gelernt, bedeutet eine Re-Reformation – also eine Zurückführung auf



Eckehard Möller

eine herkömmliche, vertraute, bewährte Form. Das war das Ziel von Martin Luther und seinen Mitstreitern. Zurück zu den Wurzeln, weg von dem, was sich als Wildwuchs entpuppt hatte. Zurück zu klaren Verhältnissen. In dieser Tradition stehen und arbeiten wir.

War sich das Lettische Parlament dieses Datums und jener Zusammenhänge bewusst? Wenn ja – es wäre noch fataler. Denn der Austritt aus der Istanbul-Konvention ist ein Austritt aus einer Vereinbarung zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt. Im 21. Jahrhundert. Das hat bisher nur der Türkische Staat fertiggebracht.¹

Wenn ich dazu hier Stellung beziehe, dann weniger aus staatspolitischen als mehr aus ethisch-religiösen Gründen. Denn genau deswegen waren Friederike Hecker und ich nach Lettland gereist. Auf Einladung des Konventes lettischer Pastorinnen zum 50-jährigen Jubiläum der Frauenordination. 50 Jahre Frauenordination – das haben wir doch in Sachsen auch schon begangen. Was sollte daran Besonderes sein? Könnte man denken. Aber was bei uns mittlerweile völlig normal und diskussionslos Alltag ist, hat in Lettland ganz andere Wege genommen.



Festgottesdienst in der Lutherische in Riga mit Bischöfen der Lettischen Evangelisch-Lutherischen Kirche Weltweit (in weiß), aus Schweden (in gold bzw. blau) und aus Deutschland (in schwarz)

In einer Evangelisch-Lutherischen Kirche wohlgerne! Bereits 18 Jahre nach Einführung hatte der damals neue Bischof ab 1993 keine Frauen mehr ordiniert, die Frauenordination „ausgesetzt“. Noch schlimmer kam es 2016, als mit teils fragwürdigen Methoden die Kirchenverfassung geändert und die Frauenordination rückwirkend abgeschafft wurde. Pastorinnen wurden degradiert zu Evangelistinnen. Abendmahl durften die bereits Ordinierten zwar austeilen – aber eingesetzt und konsekriert werden musste es durch einen männlichen Pastor. Frauen seien per se „unrein“...

50 Jahre Frauenordination in Lettland. Es war somit eine Feier der ganz anderen Art. Keine Feier der Lettischen

Evangelisch-Lutherischen Kirche, sondern eher die Feier einer Art „Kirche von unten“. Bewusst sind wir aus Sachsen zu zweit angereist. Pfarrerin Friederike Hecker aus Dresden als Frau, und ich als Mann, um zu demonstrieren, dass bei uns auch Männer die Frauenordination als etwas ganz Normales empfinden und verstehen. Dieses Zeichen ist dankbar aufgegriffen worden. In unseren Talaren sollten wir in den vordersten Reihen mit einziehen zum Festgottesdienst. In der Feierstunde wurde die Rolle der sächsischen Solidarkasse des Öfteren dankend erwähnt. Es gab viele Tränen der Freude – aber wohl noch mehr Tränen der Bitterkeit und Verzweiflung. Pfarrerinnen erzählten von ihrer geliebten verbotenen

¹ Noch während dieser Bericht gehalten wird, erreicht uns die Nachricht, dass der lettische Staatspräsident diesen Austritt vorerst (!) verhindert hat.

unbezahlten Arbeit. Wenige hatten sich durch eine andere Hauptbeschäftigung einen eigenen Unterhalt erarbeiten können. Etliche konnten sich kaum die Krankenversicherung leisten. Aber dankbar über ihre Ordination waren sie trotzdem. Die Situation hat zu einer Spaltung der Lettischen Kirche geführt. Neben der Landeskirche gibt es die Lettische Evangelische Lutherische Kirche Weltweit, hervorgegangen aus der Exilkirche der 1940er Jahre. Diese ordiniert Frauen. Aber so arbeiten die meisten lettischen Pastorinnen in Auslandsgemeinden in Skandinavien oder den USA.

Was war da passiert? Eine der Erklärungen, die uns gegeben wurden, hing mit der Besatzungszeit Lettlands durch die Sowjetunion zusammen: Damals wäre für die Kirche so vieles verboten gewesen, dass es bedrückend war. Dann kam mit dem Zerfall des Sowjetreiches die große, grenzenlose Freiheit. So freiheitlich, dass es wiederum Ängste auslöste. Diese Grenzenlosigkeit war zu viel. Diese Freiheit der Frauen könnte alle Traditionen in Frage stellen. Also Schluss damit.

Nicht alle Männer in Lettland denken so. Auch nicht alle männlichen Pfarrer. Aber kaum einer getraut sich öffentlich dazu zu stehen. Gespräche laufen hinter vorgehaltener Hand. – Aber auch nicht nur Männer denken so antiquiert archaisch, sondern auch führende Theologinnen. Ich stehe nicht hier, um zu verurteilen. Aber wenn Menschen diskriminiert werden, hat bereits Jesus dagegen Position bezogen. Dann ist es erst recht unsere Aufgabe und Pflicht, uns für Gleichberechtigung aller Menschen einzusetzen. Dann sollten auch wir in Sachsen, sowohl in der Landeskirche als auch im

Pfarrverein und in der Solidarkasse, genauer und sehr kritisch prüfen, wie wir argumentieren und wen wir unterstützen. Nur, wer auch für die Frauen schreit, darf gregorianisch singen.²

Dankbar bin ich, dass wir außerhalb Rigas noch auf dem Land waren. In einer kleinen Stadt in einer winzigen Gemeinde. Aber die Freude, mit der Gottesdienst gefeiert wurde, werden wir nicht vergessen. Teils war sie unperfekt, weil einige der wenigen Gottesdienstbesucher sich noch kaum auskannten mit Liturgie und ähnlichem. Aber perfekt in der Gastfreundschaft, bei Pulverkaffee und quietschdünnen Dauerbackwaren, auf Bretterstapeln vor der Kirche sitzend in Ermangelung von Stühlen. Und in der Kommunikation ins ungeliebte Russisch wechselnd – das beherrschten wir beide. Die Herzlichkeit bewegte uns unter Tränen.

Ich habe einen großen Teil meines diesjährigen Berichtes dieser Reise gewidmet. Nein, eigentlich weniger diese Reise – als mehr dieser Problematik. Für mich hat das etwas mit dem Grundverständnis unseres Berufsbildes und unserer Verkündigung zu tun; mit dem Grundverständnis unserer Theologie. Vor allem aber: Diese chauvinistische angebliche Rückbesinnung kam nicht von außen. Sie kam von innen heraus. Aus den eigenen Gemeinden. Erst schleichend, dann gewaltig. Durch die Verfassungsänderung in der lettischen Kirche vorerst irreversibel. So schnell kann so etwas geschehen. Wehret den Anfängen! Auch bei uns in Deutschland – und erst recht bei uns in Sachsen. Die einfachen Antworten sind selten die richtigen – und treffen meist die Schwächsten. Auch in der Kirche. Damit will ich auf unsere Situation in der

Sächsischen Landeskirche übergehen. In den kommenden Tagen werden alle Mitglieder unseres Pfarrvereins das Novemberheft des Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblattes erhalten. Darin wird mein Vorstandsbericht von der Mitgliederversammlung des gesamtdeutschen Verbandes abgedruckt sein. Ich gehe dort viel auf unsere Arbeit im Pfarralltag ein, besonders angesichts der sich rasant und dramatisch verändernden Rahmenbedingungen von Kirche in unserer Gesellschaft. Was müssen wir uns nicht alle tagein tagaus ab. Dennoch kehren die Menschen in Deutschland den Kirchen in Größenordnungen den Rücken zu. Das führt zunehmend zu einem Gefühl der Vergeblichkeit. Und dazu, dass wir immer noch mehr tun wollen – und tun sollen. Immer größere Bereiche. Immer höhere

Gemeindegliederzahlen pro Pfarrstelle. Das wirkt wie eine sich auftuende Schere. Wird zu einer Unendlichkeit. Immer mehr. Und noch mehr. Vor ein paar Jahren hat ein Kirchvorsteher mir gegenüber verständnisvoll einmal den Begriff der „Entgrenzung“ gebraucht. Anfangs habe ich gar nicht gleich verstanden, was er damit meinte. Erst langsam wurde mir der Wahrheitsgehalt dieser mitführenden Bemerkung bewusst. Entgrenzung. Ja, grenzenlos. Sowohl im Aufgabenfeld als auch in der Abgrenzung zu Familie und Privatsphäre. Ich erlebe junge Pfarrerinnen und Pfarrer, die genauso wie ich damals versuchen, in diesem immer grenzenloser werdenden Universum der Gemeindearbeit irgendwo Land zu sehen. Sich irgendwo sagen zu dürfen: Jetzt ist es genug, wenigstens für heute. Ich



Basilica Santa Croce Florenz

² frei nach Bonhoeffer



Lettischer Theologinnenkonvent vor der Luther-Kirche in Riga

habe genug getan. Morgen ist ein neuer Tag. Selbst Gott ruhte am siebten Tag. Weil er sah, dass es sehr gut war. Soll ich mehr arbeiten müssen als Gott? Selbst in Zeiten wirtschaftlicher Notwendigkeit zur Erzeugung des Lebensunterhaltes hat das alte Volk Israel strikt den Schabbat eingehalten. Wir in der christlichen Kirche aber schuften möglichst auch noch am achten Tag in der Woche. Protestantische Arbeitsmoral.

Dass das nicht gut gehen kann, sehen auch die Verantwortlichen in den Landeskirchenämtern nur zu genau. Deshalb werden in den letzten Jahren zunehmend Arbeitszeitmodelle eingeführt. Wohlgemerkt: keine Modelle zur Arbeitszeiterfassung, sondern zur Steuerung, möglichst im Vorfeld. Was kann eine Person in einem Pfarramt leisten, und was eben auch nicht. Es geht dabei nicht um

Abrechnung oder Kontrolle von außen. Es geht um die eigene Arbeits- und Psychohygiene. Dabei ist durchaus bewusst: Kein Arbeitszeitmodell der Welt kann Pfarrerinnen und Pfarrer davor bewahren, wie ein Hamster im Laufrad zu arbeiten oder sich gar gegenseitig noch wortstark zu überbieten. Aber ebenso kann auch kein Modell der Welt verhindern, dass Dünnbrettbohrer und -bohrerinnen sich einfach abducken und öffentlichkeitswirksam den Schweiß von der Stirnwischen. Und natürlich schreibt die eine vielleicht ihre Predigt in vier Stunden, während der andere dafür acht benötigt. Da gibt es keine Stechuhr. Aber eine neu erstellte Handreichung soll demnächst auch in Sachsen helfen, sich selbst und sein Arbeitspensum realistisch einzuschätzen und notfalls abzugrenzen, in beide Richtungen. Die Handreichung

zur Erstellung einer Dienstordnung ist unter enger Beteiligung der Pfarrervertretung entstanden und soll gegebenenfalls im kommenden Jahr in eine Erprobungsphase gehen. Über den Begriff der Dienst-„Ordnung“ haben wir viel diskutiert. Man kann das unterschiedlich bewerten und deklarieren. Aber letztlich geht es um einen geordneten Dienst – nicht nur aus Sicht der Gemeinden und der Landeskirche, sondern auch aus Sicht und zum Schutz der Pfarrpersonen. Anfangs gab es manche Skepsis, dass so ein Dienste-Zählen die Freiheit des Pfarrberufes einengen und behindern könnte. Aber wie war das mit der Entgrenzung? Ich denke, dass uns schon allein die Diskussion um Dienstumfänge sehr hilfreich sein kann, im Pfarralltag weiterhin bestehen zu können.

Ein anderes Thema hat in den Landeskirchen Deutschlands zu hitzigen Debatten geführt: die Frage nach dem Anstellungsverhältnis. Pfarrerinnen und Pfarrer stehen in der Bundesrepublik Deutschland in der Regel in einem öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis, welches einem Beamtenstatus ähnlich ist. Nur wenige Pfarrer*innen sind privatrechtlich angestellt, vergleichbar sonstigen Arbeitnehmer*innen in der freien Wirtschaft. Zu etwas Verwirrung führt gelegentlich die in Sachsen übliche Bezeichnung eines Dienstverhältnisses für alle Pfarrpersonen, weil wir ja alle eine Dienstgemeinschaft wären. Ich unterscheide da lieber klar zwischen öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnissen und privatrechtlichen Arbeitsverhältnissen für unsere Pfarrkolleg*innen.

Im Februar dieses Jahres hat nun die Rheinische Landessynode beschlossen, einen

Prüfauftrag zu erteilen, ob zukünftig bei Neueinstellungen im Pfarrdienst grundsätzlich auf privatrechtliche Arbeitsverhältnisse umgestellt werden solle. Ich betone noch einmal:

1. Prüfauftrag, und 2. zukünftig. Es wurde weder bereits eine Umstellung beschlossen, noch geht es um derzeit bestehende Dienstverhältnisse.

Aber dieser Beschluss aus dem Rheinland hat viel Staub aufgewirbelt. Auf einmal denken viele Landeskirchen, sie müssten hierüber auch nachdenken.

Ausgangspunkt solcher Überlegungen war die Frage, ob eine Umstellung auf privatrechtlich für die Landeskirche in der Pfalz nicht finanziell günstiger sein könnte. Inzwischen gibt es etliche Berechnungsmodelle, die zu je unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Irgendwo hat immer irgendjemand irgendwelche Aspekte vergessen einzuberechnen. Inzwischen gibt es sogar öffentliche Wortmeldungen innerhalb der EKD, dass dies keinesfalls eine finanzielle, sondern eine rein politische Entscheidung sei.

Unser sächsisches Landeskirchenamt äußert sich eher zurückhaltend: Wir seien eine so kleine Kirche, dass wir ohnehin keine Alleingänge unternehmen könnten, sondern uns an unseren Nachbarn und Kooperationspartnerinnen orientieren müssten.

Auch habe ich den Eindruck, dass dieses Thema die sächsische Pfarrerschaft weniger bewegt. Meine Generation hat noch mit dem Theologiestudium begonnen, als solche Fragen gar nicht im Raum standen. Und viele von uns kennen aus ihren Elternhäusern, die häufig Pfarrhäuser waren, diese Fragen auch nicht. Das ist erst in den 1990er Jahren über uns

gekommen. Man ging nicht ins Pfarramt einer gewissen gesellschaftlichen Anerkennung wegen.

Der gesamtedeutsche Pfarrverband hat zu dieser Frage aber eine Stellungnahme erarbeitet, die ebenfalls in der Novemberausgabe des Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblattes abgedruckt sein wird. Leider konnten wir uns nicht einigen zur Übernahme manch guter Gedanken aus der Pfarrergesamtvertretung der VELKD, an welchen auch unsere sächsischen Vertreter*innen mitgearbeitet hatten.

Grundsätzlich aber will ich wiederholen, was ich schon seit Monaten immer wieder sage:

1. Für die Erwartungen, die an den Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland gestellt werden, ist das öffentlich-rechtliche Dienstverhältnis derzeit am besten geeignet.³
2. Sollte es dennoch zukünftig für Neueinstellungen von Pfarrerinnen und Pfarrern zu einer Umstellung auf privatrechtliche Arbeitsverhältnisse kommen, so muss diese Umstellung konsequent mit neuer arbeitsrechtlicher Grundlage erfolgen. Eine einfache Umschreibung des Pfarrdienstgesetzes auf privatrechtliche Basis ist nicht möglich.
3. Zur Erfüllung unseres Verkündigungsauftrages benötigen wir auch in Zukunft eine ausreichende Anzahl qualifiziert ausgebildeter Pfarrerinnen und Pfarrer, die in guten und zeitgemäßen Rahmenbedingungen arbeiten können.

Wie auch immer: Benachteiligungen privatrechtlich angestellter Personen im Pfarrdienst sind nicht akzeptabel. Als Vorstand des Sächsischen Pfarrvereins

übernehmen wir ja qua landeskirchlicher Verordnung die Funktion der Pfarrervertretung. Daher werden wir uns auch für diese Belange unserer derzeitigen und zukünftigen Kolleg*innen einsetzen.

Ich bin gespannt, welche Rolle dieser Themenkreis auf der EKD-Synode am kommenden Wochenende spielen wird. Die EKD trifft sich diesmal in Dresden. Da ich als Verbandsvorsitzender ohnehin offizieller Guest der EKD bin, haben wir als Verband den Tagungsort Dresden zum Anlass genommen, erstmals auch unseren Informationsstand auf der EKD-Synode aufzubauen. Wir wollen als Pfarrschaft Präsenz zeigen, unsere Anliegen und Positionen verdeutlichen und mit den Synodalen ins Gespräch kommen.

Nun zu den eher internen, sächsischen Themen. Unser Vorstand hat im Januar 2021 seine Arbeit aufgenommen. Entsprechend unserer Vereinssatzung dauert eine Legislaturperiode sechs Jahre, endet also fristgemäß am 31. Dezember 2026. Seit ein paar Monaten bereiten wir im Vorstand die Wahlen für den nächsten Vorstand vor. Unsere Wahlordnung bleibt unverändert. Gewählt wird demnach in allen Kirchenbezirken je eine Vertreterin oder ein Vertreter als Vorstandsmitglied. Wählen dürfen alle Pfarrer*innen im aktiven Dienst. Wählbar sind allerdings nur Mitglieder unsers Pfarrvereins, was mit der gerade erwähnten speziellen Konstruktion zwischen Vereinsvorstand und Pfarrervertretung der EVLKS zusammenhängt.

Wer an Details interessiert ist: Die Pfarrervertretungsverordnung ist auf der EVLKS-Homepage in der Rechtssammlung unter 3.1.2.3 zu finden. Die Satzung des Sächsischen Pfarrvereins steht auf

unserer eigenen Homepage.

Im Sommer haben wir alle Superintenduren angeschrieben und um Mithilfe gebeten, da es sich ja durch die Pfarrervertretung um ein landeskirchliches Anliegen handelt. Wir haben die eben genannten rechtlichen Grundlagen zur Verfügung gestellt und nach den Terminen für entsprechende Ephoralkonferenzen gefragt. Nach nunmehr drei Monaten haben wir immerhin schon elf Rückmeldungen erhalten...

Am wichtigsten aber ist die Findung von Kandidat*innen für diese Arbeit. Einige unserer derzeitigen Vorstandsmitglieder haben sich bereit erklärt, wieder zu kandidieren. Andere scheiden – auch aus Altersgründen – aus. Aber wir haben auch jetzt schon Lücken, die wir nicht füllen konnten: Sowohl die Kirchenbezirke Zwickau als auch Löbau-Zittau sind derzeit nicht im Vorstand und damit auch nicht in der Pfarrervertretung vertreten. Dies steht bilderbuchmäßig für ein sich weiterverbreitendes Phänomen: Kaum noch Pfarrerinnen und Pfarrer können sich vorstellen, zusätzlich zu ihrem Dienst und den ergänzenden Aufgaben wie auch noch Vakanzvertretungen, eine weitere ehrenamtliche Funktion zu übernehmen. Das System der zu leistenden Arbeit in unserer Landeskirche muss dringend überdacht werden.

Gewählt wird also im Frühjahr 2026. Zum Vorsitzenden unseres Wahlausschusses wurde Dr. Reinhard Junghans gewählt. Er koordiniert das Wahlgeschehen für alle Kirchenbezirke und steht für Fragen und Anregungen gern zur Seite! Bei unserer nächsten Jahrestagung wird das Wahlergebnis feststehen und ein neuer Vorstand sich hoffentlich konstituieren



Florenz Basilika San Lorenzo

können.

Vielleicht haben es manche auf ihren Gehaltszetteln schon entdeckt: Zum 1. Juli 2025 haben sich die Mitgliedsbeiträge erhöht. Seit der letzten Anpassung des Mitgliedsbeitrags 2022 hat es nicht unerhebliche Veränderungen bei den Gehältern gegeben. Ab Februar 2025 erfolgte eine weitere Erhöhung der Gehälter. Unser Schatzmeister Michael Ramsch hat daher die Summen für die neuen Beitragshöhen ermittelt. Es wird also nicht alles einfach teurer, sondern wurde den gestiegenen Gehältern angepasst. In üblicher Weise sind das 0,4 % Vereinsbeitrag und 0,6 % für die Spendenden in der Solidarkasse. An dieser Stelle noch eine Bitte an alle,

³ z.B. Residenzpflicht, Arbeitszeit, Feiertagsarbeit, Dienstaufsicht auch nach Pensionierung



die ihre Beiträge direkt überweisen: Bitte berechnet eure eigenen Beiträge selbst, also vom Grundgehalt 0,4 % Vereinsbeitrag und 0,6 % für die Solidarkasse. Die jetzt höheren Beiträge haben wie gesagt den positiven Hintergrund der Gehaltszuwächse.

Daher erlaube ich mir einen Exkurs zu den wirklichen Problemen unserer Alltagsarbeit: der Datenverarbeitung.

Beginnen wir mit dem E-Mail-Programm unserer Landeskirche. Wer nicht immer am heimischen Festnetzrechner arbeitet, kennt sicher das Problem: Die E-Mail ist fertig verfasst, man klickt auf „Senden“ – und bekommt eine Fehlermeldung. Also neu hochladen und alles von vorn tippen. Das nervt. Auch die Cloud stürzt beim Arbeiten öfters ab, was selbst die Mitarbeitenden im LKA nervt. Die IT-Abteilung des CN unserer Landeskirche kennt das Problem und arbeitet an Lösungen. Aber wir müssen uns da draußen in unseren

⁴ MEWIS ff.

Pfarrämtern schon auf diese Arbeitsmittel verlassen können!

Noch schwieriger wird es mit der Mitglieder verwaltung. Sowohl der unserer Gemeindeglieder⁴ als auch unter uns Pfarrerinnen und Pfarrern. Das klingt grotesk: Aber da wir als Pfarrverein kein Teil der Landeskirche sind, darf kein Datenaustausch mehr erfolgen. Wir bekommen keine Stellenwechsel und Umzüge mehr mitgeteilt. Dadurch können wir bei Adressänderungen auch Pfarrerblätter und Pfarramtskalender nicht mehr zusenden. Unsere gesamte Mitglieder verwaltung müssen wir nun selber führen – ohne Datenaustausch mit der ZPV. Das ist ein enormer Mehraufwand. Und es führt zu Verdruss: Andreas Taesler bekommt keinen Zugriff mehr auf die Verzeichnisse der Ermeriti, um Jubilaren im Ruhestand zu gratulieren. Selbst ich als Vorsitzender bekomme keinen Zugriff mehr auf ADAM, muss mir mit der Kachel „Pfarrer“ im Intranet behelfen, die wenigstens zu einer Behelfs-Datenbank führt. Gedruckte Pfarrerverzeichnisse gibt es ja nicht mehr.

Wir haben viele Gespräche geführt, kommen aber nicht wesentlich weiter. Immer wieder werden wir auf Vorschriften des Datenschutzes verwiesen. Daher haben wir an alle Vereinsmitglieder die ein dringliche Bitte:

Meldet uns bitte alle Stellenwechsel und Adressänderung von selbst.

Aus dieser Informationslücke ergibt sich heute auch eine seelsorgerliche Lücke: Wir können nicht wie üblich aller verstorbenen Mitglieder gedenken. Für das laufende Jahr haben wir einfach keine Meldungen mehr erhalten. So bleibt uns nur, der verstorbenen Kollegen seit der letz-

ten Jahrestagung bis zum Ende des vergangenen Kalenderjahres zu gedenken:

- Rudolf Bergau; zuletzt Inhaber Pfarrstelle St. Nikolai Bergen mit Werdau; im Ruhestand seit 2016
- Friedrich Bühler; zuletzt Inhaber der Pfarrstelle Dittersbach; im Ruhestand seit 1998
- Heinz-Walter Baumann; zuletzt Inhaber der Pfarrstelle Hartmannsdorf; im Ruhestand seit 2001
- Johannes Roscher; zuletzt Inhaber der Pfarrstelle Zschopau sowie Leiter der Kirchlichen Erwerbsloseninitiative; im Ruhestand seit 2019

„Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's 80 Jahre, und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe“ (Ps 90,10).

Wir sind ihnen dankbar für ihren Dienst befehlen ihren Geist in Gottes Hände gemäß Psalm 31: Du hast sie erlöst, HERR, du treuer Gott.

Aller seit Januar 2025 Verstorbenen hoffen wir zur kommenden Jahrestagung gedenken zu können.

Derzeit ergibt unsere manuell geführte Mitgliederliste 533 Vereinsmitglieder. Erfreulich ist weiterhin der gute Zuspruch bei Vikarinnen und Vikaren. Wir besuchen die Kurse bereits zu Beginn der Ausbildung. Nächste Woche⁵ sind wir wieder in Moritzburg zu Gast.

Ausdrücklich danken möchte ich an dieser Stelle Friederike Hecker, die sich unermüdlich durch diesen Meldeschlängel hindurchschlägt. Friederike hat dieses Amt erst vor einem Jahr von der so zeitig verstorbenen Steffi Stark übernommen, und dann gleich diese vielen Umstellungen und Querelen. Danke, Friederike!

Und gleich noch eine erfreuliche Mit-

teilung: Wir haben ein neues Vorstandsmitglied im Verein: Gabriele Schmidt. Manche werden denken: Sie war doch schon immer dabei! Aber das war nur ihre Gastrolle. Gabi war bisher Mitglied im Thüringer Pfarrverein. Da sie in Pirna wohnt, hat sie bei uns in Sachsen seit vielen Jahren das SPV-Info-Heft erstellt. Anfang 2025 ist Gabi zum SPV übergetreten – und unser Vorstand hat sie als stimmberechtigtes Vorstandsmitglied mit dem Auftrag der Redaktion für SPV-Info berufen. Danke, Gabi!

Mit Dank ist es immer schwierig. Wen hebt man hervor? Wen vergisst man aus Versehen? Einen will ich trotzdem noch nennen: Stephan Tischendorf. Ursprünglich wollten wir diese Jahrestagung gemeinsam inhaltlich vorbereiten. Aus persönlichen Gründen habe ich ihn damit fast allein lassen müssen, nur gelegentlich den aktuellen Stand erfragt. So verdanken wir ihm alles Inhaltliche dieser Tagung. Danke, Stephan!

Ich will auf jedem Fall dem gesamten Vorstand danken. Manche von euch wissen, dass ich familiär ein sehr schwieriges Jahr hatte. Aber Ihr vom Vorstand habt mich rückhaltlos unterstützt, mir beigestanden und Aufgaben übernommen. Das ist für mich eine wahre Dienstgemeinschaft. Gebe Gott, dass uns dieser Arbeitsstil miteinander erhalten bleibt.

So lasst uns in diesem Sinne miteinander die 7. Strophe des Liedes „Lobet den Herren“ (EG 447) singen:

Gib, dass wir heute, / Herr, durch dein Geleite / auf unsern Wegen unverhindert gehen / und überall in deiner Gnade stehen. / Lobet den Herren.

Eckehard Möller

⁵ 11.11.2025

Bericht zur Arbeit der Solidarkasse

2025

Die Arbeit der Solidarkasse war im zurückliegenden Jahr von einigen Besonderheiten gekennzeichnet. Davon möchte ich erzählen – ohne zu Beginn zu versäumen, wieder den vielfachen und ausdrücklichen Dank derer weiterzugeben, die eingeladen waren, Urlaub in Sachsen bzw. an der Ostsee zu verbringen oder aus dem Nothilfefond in persönlich schwierigen Situationen unterstützt werden konnten. Allen Spenderrinnen und Spendern soll bewusst sein und bleiben: Mit ihren Spenden wird große Freude und tiefer Dank bewirkt. Als erste Besonderheit ist zu nennen, dass der Solidarkasse im Jahr 2025 überraschend einige Spenden zugutekamen. Dies waren der Ertrag einer Sammelaktion bei einem runden Geburtstag (Was soll man denn schenken?), die Idee eines Kirchenvorstands bei der Bitte an die Gemeindeglieder um ein Erntedankopfer die Arbeit der Solidarkasse als einen konkreten Zweck zu benennen und die Verfügung im Testament einer kirchlichen Mitarbeiterin, einen Teil ihres Nachlasses zur Unterstützung der Mitarbeitenden in den evangelischen Kirchen Mittel- und Osteuropas zu verwenden. Dieses Geld ging im Frühjahr ein, als der Haushalt für 2025 im Vorstand gerade aufgestellt wurde. Es wurde der Beschluss gefasst, den Betrag, der als Nothilfefonds den Partnerkirchen zur Verfügung steht, um jeweils 500 € zu erhöhen. Die Mitteilung darüber löste in den Partnerkirchen große Freude aus. – Beispiele, die zur Nachahmung wärmstens empfohlen werden!

Die zweite Besonderheit ist, dass es von der Ökumenischen Urlaubsgemeinschaft in diesem Jahr ein Video gibt. Senior Roman Raszka, ein Superintendent aus der Schlesischen Ev. Kirche Augsburgischen Bekenntnisses filmte während der gemeinsamen Tage und stellt daraus das Video zusammen. Bei der Vorstellung seiner Arbeit berichtete er, dass er in Corona-Zeiten in seinem Pfarrhaus ein kleines Studio eingerichtet habe und dort auch nach der Pandemie weiter Andachten, Gottesdienste und Berichte aus dem Gemeindeleben produzierte. Als das Video an die Teilnehmenden verschickt wurde, schrieb Roman Raszka dazu: „Damit wir uns noch einmal an diese wertvolle Zeit mit Gott in dieser einzigartigen internationalen Gruppe erinnern können. ... Nochmals vielen Dank an die Organisatoren und Spender. Gott segne Sie.“ Das Video kann auf der Website des Pfarrvereins (Sächsischer Pfarrverein e. V. | Berichte) angeschaut werden.

Die dritte Besonderheit aus dem zurückliegenden Jahr ist eine so große Gästezahl bei den Einladungen der Solidarkasse, wie es in den letzten Jahren bisher nicht der Fall war. Für alle 13 Einladungen zur Ökumenischen Urlaubsgemeinschaft delegierten die Partnerkirchen Teilnehmende. Leider wurde die Teilnahme für 2 Einladungen wegen einer Erkrankung und einem Unfall abgesagt.



Sup.i.R. Martin Henker

Beim Familienurlaub zeichnete sich im Mai ab, dass es vor allem in Rathen eine deutlich größere Gästezahl geben wird als bisher. Schlussendlich waren es 53 Personen. Diese hohe Zahl lag einmal daran, dass alle Einladungen wahrgenommen und mehrere Familien mit vier, fünf oder sechs Kindern delegiert wurden. Dazu hatte es vorher Anfragen der Partnerkirchen gegeben („Gibt es eine Obergrenze für die Familiengröße?“), oft verbunden mit der Bemerkung, dass es für große Familien besonders schwierig sei, einen gemeinsamen Urlaub zu finanzieren. Die Antwort, dass dies genau unserer Intention entspricht, solchen Familien Urlaub zu ermöglichen, wurde mit großer Erleichterung aufgenommen. Nach der Information über die zu erwartende Situation bemerkte jemand aus dem Vorstand der Solidarkasse schmunzelnd: „Sollten wir eine Familien-Mindestgröße für die Einladungen zum Familienurlaub festlegen?“ Vor diesem Hintergrund gab es eine schöne Episode bei dem Gottesdienst, den wir gemeinsam mit der Königsteiner Kirchgemeinde und mehr oder weniger zufällig gekommenen Touristen in der Garnisonkirche auf der Festung Königstein feierten. An der Kasse der Festung erhalten Gottesdienstbesucher gegen eine Bestätigung des Pfarramtes, dass sie Gottesdienstbesucher sind, ein kostenloses Tagesticket für die Festung. Kurz vor Beginn des Gottesdienstes entstand an der Kasse ein regelrechter Stau. Die Kassenmitarbeiterin rief daraufhin beim „Küster“, einem Festungsmitarbeiter, der die organisatorischen Dinge rund um den

Gottesdienst erledigt, an und fragte, wie viele Plätze denn in der Kirche überhaupt vorhanden seien. Es kämen so viele, das hätte es noch gar nicht gegeben. Der Küster meldete sachkundig: „75 Plätze unten und dann noch die Emporen.“ Er kam nach dem Anruf zu mir und fragte, ob auf den Emporen jemand sitzen dürfe während des Gottesdienstes. Die letzten Familien kamen beim Eingangslied an, und wir feierten wir mit ca. 100 jüngeren und älteren Schwestern und Brüdern aus vier Ländern einen fröhlichen Gottesdienst. – In diesem Zusammenhang ein herzlicher Dank an die Königsteiner Kirchgemeinde, die uns schon mehrere Jahre am letzten Sonntag in Juni und Juli die Gottesdienste in der Garnisonkirche der Festung Königstein ausgestalten lässt.
Dresden im September 2025
Martin Henker



Seit Jahren gehört nach Aussage der Teilnehmenden die Einladung von Eleonore und Konrad Creutz zu einem Besuch bei ihnen in Hinterhermsdorf zu den Höhepunkten der Ökumenischen Urlaubsgemeinschaft.

Gespräch der Pfarrvertretung

mit Landesbischof Tobias Bilz



Florenz Basilica Santa Croce

Im November 2025 traf sich die Pfarrvertretung mit Landesbischof Tobias Bilz im Landeskirchenamt in Dresden. Themen dieser jährlichen Treffen sind aktuelle theologische Fragestellungen und die Situation sowohl unserer Kirche und der Kirchengemeinden als auch der Pfarrerschaft in Sachsen.

Mit Gedanken zur Tageslösung (2. Sam 7,28 und Joh 8, 31f.) beginnt Landesbischof Bilz die Sitzung: „Gott ist eben Gott. Ich verstehe nicht viel von Gott. Warum ist alles so wie es ist? Wie zeigt sich deine Macht, Gott? Ich muss mich an das halten, was ich von Gott erkannt habe. Es bleibt immer etwas offen von dem, was wir tun, für unsere Nachfolger. Ich bin Teil einer

Generationenkette. Der Geist der Freiheit sollte über unserem Beruf wehen!“

Zu Beginn dürfen die Mitglieder der Pfarrvertretung ihre Themen und Fragestellungen benennen, welche sie als Pfarrerinnen und Pfarrer an der Basis stark beschäftigen. Dabei wurden genannt: Struktur von „Kirche im Wandel“, Missionarische Teilstellen, „...wie kann ich Trost an Menschen weitergeben, die unsere christliche Hoffnung nicht teilen..., Pfarrerbild in Bezug auf Pfarrreferenten, Jungbrunnen Konfirmandenarbeit, Frustration über unbefriedigende Kommunikationswege, neues Vikariatsmodell mit Bayern und der Bezug zur Gemeindepraxis, „... wie umgehen mit Erwartungen in größeren Gemeinden?“, „...wann müssen wir loslassen – Spannungsfeld kirchlicher Arbeit“, kranke Kolleginnen und Kollegen und Überforderung im Dienst, abnehmende Relevanz in der Gefängnisseelsorge, Sondertagung der Synode im März 2026, aktuelle Friedensdenkschrift mit einem Paradigmenwechsel: „Was haben wir als Kirche für eine Botschaft?“

Bischof Bilz weist auf den Arbeitszeitplaner „Gut. Genug. Gesegnet“ hin, der 2026 in die Erprobung gehen soll. Er ist eine gute Grundlage, zur Erarbeitung eines aktuellen Berufsbildes für Pfarrpersonen. Zu den Grundkompetenzen gehören eine akademische theologische Ausbildung, die es ermöglicht, die Wirklichkeit anhand theologischer Einsichten zu deuten. Dabei ist Erfahrungswissen, was im Laufe des Lebens gewonnen wird, wichtig. Beim Spenden der Sakramente Taufe und Abendmahl haben die Vikare

und Vikarinnen Anteil an der Ordination ihrer Mentoren. Als geistliche Leitungsaufgabe ist „Leitung mit dem Wort Gottes“ zu verstehen. Daneben ist fachliches „Handwerkszeug“ für andere Aufgaben wichtig. Pfarrpersonen sind aber auch Mentoren und Mentorinnen für Ehrenamtliche und Mitarbeitende und sollten über multiplikatorische Kompetenzen verfügen. Im Berufsalltag werden teilweise die Erfahrungen von Macht und Ohnmacht im Umgang mit Mitarbeitenden als sehr komplex erlebt. Freiheit und Vertrauen stehen dabei in einem engen Verhältnis zueinander.

Der Kirchliche Fernunterricht (KFU) wird als gutes Instrument zur Ausbildung von Pfarrreferentinnen und Pfarrreferenten wahrgenommen. Die Anforderungen an die Auszubildenden sind hoch und der zeitliche Rahmen anspruchsvoll. An einer digitalen Variante wird derzeit gearbeitet. Ein Defizit in der Ausbildung von ist die Seelsorgekompetenz, die aber mit Kursen in Moritzburg ergänzt werden kann. Für engagierte Gemeindeglieder eignet sich der „qualifizierte Lektordienst“, um selbstständig Gottesdienste leiten zu können.

Deutschlandweit wird an den Universitäten ein starker Rückgang von Theologiestudierenden verzeichnet. Die Universität Leipzig ist derzeit noch gut besucht. Auf der Herbstsynode 2025 wurde der Umgang mit rechtsextremen Positionen und die Vereinbarkeit einer Mitarbeit im Kirchenvorstand diskutiert und eine Vorlage dazu erarbeitet: Die Parteizugehörigkeit ist dabei nicht das alleinige Kriterium. Christen im Kirchenvorstand werden an ihren Worten und Taten gemessen. Das Gelöbnis wurde dazu

positiv umformuliert. Geschwisterlicher Rat ist z.B. angezeigt und muss gehört werden. Das Menschenbild ist an Jesus Christus und seinem Leben und Handeln ausgerichtet. Im Konfliktfall können dann mit dieser Regelung Maßnahmen zum Ausschluss aus dem Kirchvorstand getroffen werden.

Landesbischof Bilz wird über Probleme mit dem Datenschutz informiert: Einige Regelungen erschweren schon längere Zeit die Mitgliederverwaltung und Korrespondenz des Pfarrvereins anlässlich Ordinationsjubiläen und hohen Geburtstagen. Verbindende geschwisterliche Kontakte und eine gute Beziehungspflege sollten in einer Zeit, in der sich eher Vieles auseinander bewegt, unterstützt und nicht behindert werden.

Das Gespräch endet mit Vaterunser und dem Segen. (GS)



Gespräch

„Spitäler in Dresden“ – Vom Wandel einer Institution im 13.-16. Jahrhundert

Gespräch mit Dr. Alexandra Stanislaw-Kemenah, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Dresden, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Frauenstadtarchiv Dresden, Leiterin und Bildungsreferentin der Landesstelle für Frauenbildung und Projektberatung in Sachsen, seit 1. Januar 2012 Gleichstellungsbeauftragte der Landeshauptstadt Dresden und Mitglied im Beirat der Kirchlichen Frauenarbeit.

Frau Dr. Stanislaw-Kemenah, Sie haben sich im Rahmen Ihrer Promotionsarbeit 2007 mit dem Thema „Spitäler in Dresden“ beschäftigt und einen historischen Überblick dazu erarbeitet. Was war prägend für die ersten Spitäler in Dresden? Welche Voraussetzungen waren notwendig, um dort einen Platz zu finden? Wie lange konnte der Aufenthalt dauern?

Ja, das ist richtig, meine Dissertation wurde 2007 veröffentlicht und hat noch folgenden Untertitel: Vom Wandel einer Institution (13. bis 16. Jahrhundert). Und genau darum geht es – wie waren die Anfänge, welche Veränderungen haben Spitäler in Dresden durchlaufen müssen, um über Jahrhunderte hinweg und unter geänderten politischen, auch konfessionellen, Bedingungen Bestand zu haben und dabei in der Bevölkerung aber trotzdem als quasi „unveränderliche“ Einrichtung für Bedürftige wahrgenommen zu



Dr. Alexandra Stanislaw-Kemenah.

werden. Prägend war zum einen die Ausgangslage: Für wen sollten die Spitäler geschaffen sein? Wer sollte aufgenommen werden? Und wer bestimmte das? Da gab es durchaus Unterschiede und Abgrenzungen – während das Maternispital in der Nähe der Dresdner Frauenkirche in der Überlieferung gegen Ende des 13. Jahrhunderts auftritt und demgemäß „für Alte und Kranke“ seitens des sächsischen Landesherrn gestiftet wurde, war das seit dem ausgehenden 13. bzw. beginnenden 14. Jahrhunderts seitens des städtischen Magistrats initiierte Bartholomäispital für Aussätzige und das ab 1455 überlieferte spätere Jakobsspital als Pilger- und Elenden (also Fremden-)herberge vorgesehen. Je nach Bedarf erfüllten die Spitäler somit unterschiedliche Zwecke – änderten sich die Bedarfe, änderten sich auch die Zuschriften. So entwickelte sich das Maternihospital über die Jahrhunderte zu einer Versorgungseinrichtung Dresdner Bürgerinnen unter der Ägide des städtischen Rats, das Bartholomäispital war nach Abebben der Seuche Aufnahmeort für (auch ansteckende) Kranke und Hilfsbedürftige „aller Art“. Beide blieben über Jahrhunderte in der Verwaltung der Stadt. Das nach Ausbleiben der Pilgerströme

vom Landesherrn neu gegründete Jakobsspital wurde im 16. Jahrhundert ein Heim für alte und kranke einheimische Männer, die zudem am Hof oder im Hofumfeld gearbeitet haben mussten. Der Landesherr bestimmte in letzter Instanz über die Besetzung der Plätze. Dafür brauchte es ein „Aufnahmegesuch“, in dem genau die Gründe für die Aufnahme sowie ein „guter Leumund“ mit Belegen (möglichst eine Bestätigung eines Pfarrers aus der Heimatgemeinde) und, wenn möglich, ein kleiner eigener Beitrag für das Spitalleben (bestehend entweder aus Geld und/oder noch möglicher Arbeitsleistung) genannt wurden. Dass täglich gebetet wurde, war die Hauptleistung der Insassen. Zudem musste, um einen Platz im Maternispital zu erlangen, die Bittstellerin aus Dresden stammen oder in Dresden lange gelebt haben und Pfründgeld entrichten, sprich: für Unterkunft und Verpflegung zahlen. Ähnliches gilt für das Bartholomäispital auf weitaus geringerem Niveau. Die Aufnahme „um Gotteslohn“, also unentgeltlich rein aus der Nächstenliebe heraus, trat hingegen sehr zurück. Je nach Alter, Krankheit, Verfassung und Verhalten der Bedürftigen im Spital (es gab auch Ausweisungen!) konnte ein Aufenthalt wenige Wochen oder auch Jahrzehnte dauern.

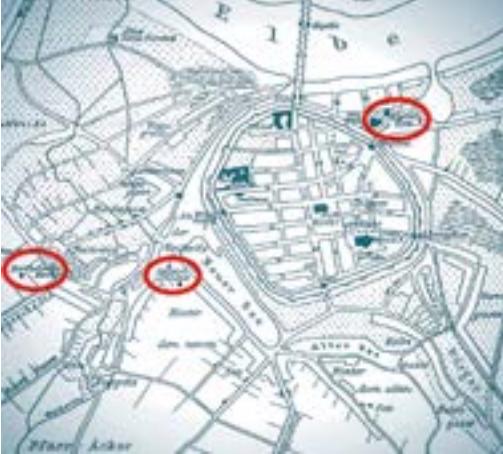
Wie wurden die Spitäler finanziert? Mussten die Patienten einen Eigenanteil der anfallenden Kosten übernehmen? Wer ist eingesprungen, wenn arme Menschen stationäre Hilfe gebraucht haben?

Finanzierung und Ausstattung hingen in erster Linie von Denjenigen ab, die die Spitäler ins Leben riefen. Dazu kamen

Spendengelder oder testamentarische Hinterlassenschaften. Bis auf das landesherrliche Jakobsspital, das fast ausschließlich am finanziellen Tropf des Herzogs hing, waren die beiden anderen Spitäler auch Wirtschaftsbetriebe im Sinne der Selbstversorgung. Und die Bar- und Sachmittel der aufzunehmenden Menschen spielten natürlich ebenfalls eine Rolle. Unterstützend standen Verwandte und die Nachbarschaft zur Seite; medizinische Versorgung gab es bei Bedarf über herbeizuholende Barbiere (z. B. bei Unfällen) oder wurde im Sinne der „Aufwartung“ durch das Spitalpersonal mit geleistet. Die Spitäler waren ja keine Krankenhäuser, sondern kamen eher den heutigen Vorstellungen von Altenheimen nahe.

Welche Krankheiten wurden in den Hospitälern behandelt? Gab es auch Krankheiten, z. B. Lepra oder Pest, die zu einer Isolation der Patienten führten?

Aus den Spitalrechnungen – das sind die Hauptquellen, die auf den Alltag im Spital Rückschlüsse zulassen – gehen in 1. Linie Unfälle hervor, für deren Behandlung z. B. ein Barbier separat entlohnt werden musste. In den Aufnahmegesuchen ist häufig eher unspezifisch von verschiedenen Schmerzen – in Verbindung auch mit dem Alter der Gesuchstellenden – die Rede, ohne dass genau daraus hervorgeginge, woran die Leute litten. Formulierungen wie „harter Fluss in den Augen“, die „Plage durch das liebe Kreuz“ oder „erkaltete Schenkel“ weisen zumindest ungefähr in eine Richtung. Man wird also von Verwundungen, Erfrierungen, Amputationen, angeborenen oder



Grundriss der Stadt Dresden um 1500 (Ausschnitt). 1 = Maternihospital; 2 = Bartholomeihospital; 3 = Jakobshospital. Erstellt auf der Grundlage des Planes der Stadt Dresden um 1500 von Otto Richter und Cornelius Gurlitt im Jahre 1900, in: Otto Richter, Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1: Dresden im Mittelalter, Dresden 1900, Beilage.

plötzlich auftretenden Verkrümmungen, Schwellungen, Altersversteifungen, Lähmungen sowie Quetschungen und allgemeinem Arbeitsverschleiß verschiedener Schweregrade sprechen können. Ausgehend vom Richtmaß der Arbeitsfähigkeit ging es vor allem darum, ob der Mensch noch annähernd in der Lage war, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Aus Gründen der Ansteckungsgefahr lagen Spitäler (verkehrsgünstig) außerhalb städtischer Mauern; dies gilt auch für die Dresdner Einrichtungen. Das Bartholomäispital war eben ursprünglich ein Spital für Aussätzige, bevor es für Menschen mit verschiedensten auch ansteckenden Krankheiten eingesetzt wurde und teilweise Insassen aus anderen Dresdner Spitäler auch dahin überführt wurden. Von einer „Isolation“ mit entsprechender „Intensivstation“ nach heutigen Vorstellungen kann jedoch keine Rede sein.

Gab es Unterschiede in der Behandlung zwischen armen und reichen Patienten? Waren ausreichend Kran-

kenbetten vorhanden oder gab es Wartezeiten? Nach welchen Kriterien wurden die Patienten dabei ausgewählt?

Hier muss ich vorsichtig antworten, dass es zumindest überlieferungstechnisch keine Nachweise für unterschiedliche Behandlungsweisen je nach Geldbeutel gibt. Auch sollte nicht von Patienten gesprochen werden, eher von Bedürftigen, da es sich eben nicht um Krankenhäuser nach heutigem Verständnis handelte, sondern eher um Versorgungsheime. Allerdings ist die soziale Differenzierung zwischen solchen Menschen, die sich einen Spitalplatz erkaufen konnten und solchen, die eben dazu nicht in der Lage waren und in einer Einrichtung für die sozial Schwächeren unterkommen mussten, schon ein Beleg dafür, dass es eben Unterschiede gab und die Ausstattung und Versorgung in einer eher „ärmeren“ Einrichtung schlichter gewesen sein dürfte als in einem „reichen Weiberspittel“. Dass trotzdem jedwede Einrichtung gebraucht und nachgefragt wurde, zeigen Wartelisten bzw. Formulierungen bei bestätigten Aufnahmegesuchen „an die erste freiwerdende Stelle“. Zu den Kriterien gehörten wir bereits erwähnt das Geld oder eine Sachleistung, der Verweis auf den Bürgerstatus oder einen langen Aufenthalt in der Residenz, der Nachweis einer pflichtbewussten und ehrenhaften Tätigkeit möglichst für den Hof, eine redliche und christliche Lebensführung sowie die Unfähigkeit der eigenen Lebenssicherung aufgrund von Krankheit, Alter und daraus resultierender Armut. Frauen definierten sich - dem gesellschaftlich etablierten geschlechtsspezifischen Rollenverständnis folgend, übrigens in

dieser Hinsicht als Hinterbliebene über ihre Ehemänner und deren Arbeitsleistung...

Nach welchen Regelungen oder Ordnungen wurde ein Spital geführt? Wie hat die geistliche Begleitung für die Patienten sich in dieser Zeit entwickelt? Wurde das soziale Umfeld des Patienten zur Unterstützung in der Pflege oder Essensversorgung mit einbezogen?

Für die Dresdner Spitäler wurden Hospitalordnungen aufgestellt, die allerdings erst seit dem 16. Jahrhundert überliefert sind. Durch diese Ordnungen wurde das Leben im Spital sehr detailliert strukturiert. Das ging über die Anordnungen des Spitalmeisters und Personals über die Insassenaufnahme, Versorgung mit Kost und Logis sowie Kleidung, die Unterbringung sowie schließlich das Verhalten der Insassen im Spital und untereinander. Die 1536 vom katholischen Herzog Georg erlassene Ordnung für „sein“ Spital zeigt auf, dass der Spitalmeister ein Geistlicher zu sein habe, der die Aufsicht über das leibliche und geistige Wohl der Insassen hatte. Zu letzteren gehörte das Abhalten der Messe sowie das Predigen des Evangeliums. Zudem sollte der Spitalmeister selbst im Spital residieren und nur durch den Landesherrn bzw. dessen Erben und nicht durch den Bischoff in sein Amt eingeführt werden. Über geistliche Begleitung bzw. die Vorschriften, wann wo welche Gottesdienste seitens der Spitalinsassen zu besuchen waren, wann sie das Abendmahl feierten und zu welcher Zeit bzw. wie sie von einem „Lesemeister“ im Katechismus unterwiesen und daraus befragt wurden, erfährt man

erst Genaueres aus den Spitalordnungen nach Einführung der Reformation bzw. auch aus Visitationsakten.

Der Übergang von einem hohen Lebensalter zur Altersarmut war vermutlich aufgrund mangelnder Altersversorgung kurz. Welchen Unterschied zur Versorgung vom Altenheim zum Armenhaus ist Ihnen bekannt? In welcher Weise wurde im Spitalbetrieb zwischen Krankenhaus und Altersheim oder Armenhaus unterschieden?

Spitäler sind in 1. Linie Einrichtungen zur Versorgung von Bedürftigen vielerlei Art. Sie sind nicht zu verwechseln mit Krankenhäusern. Schon allein der Name Hospital, der sich von „hospes“ – Gast – ableitet, deutet auf einen entsprechenden Umgang mit Bedürftigen auf dem christlichen Gebot der Nächstenliebe fußend hin. Nach mittelalterlichem bzw. frühneuzeitlichem Verständnis, wonach die Verantwortlichkeiten in einer auf Ungleichheit basierenden Gesellschaft anders verortet waren, gab es im Sinne dieser Gesellschaftsordnung eine Verantwortung, ein möglichst großes Spektrum von Bedürftigkeit in der Unterbringung im Hospital abzudecken. Der Mensch des Mittelalters und der Frühen Neuzeit wurde grundsätzlich in seinem sozialen Umfeld versorgt, wenn nötig auch gepflegt, er war Teil dieses sozialen Verbundes aus (Kern-)Familie, Verwandten, Nachbarn, Bruderschaften, Zünften. Wenn dieses „Auffangnetz“ aus welchen Gründen auch immer nicht mehr griff, dann wandte man sich an ein Hospital.

Hatte die Reformation 1539 Auswirkungen auf den Betrieb der Spitäler?

Hier gilt es zu unterscheiden – hinsichtlich der Strukturen ja, schließlich gab es nun eine andere geistliche Leitung bzw. Ämter, stärkere Überprüfungen der Einrichtungen und Insassen sowie deren christlicher Lebensführung durch regelmäßige Visitationen und Befragungen, kurz: Es wurde bürokratischer, reglementierter, teils bis in die kleinsten Kleinigkeiten, wie die Spitalordnungen ausweisen. Dies stand im Zeichen der Sorge um den gemeinen Nutzen, in Verantwortung gegenüber den städtischen und vorstädtischen Gemeinden Missstände zu beseitigen und Unterstützung denjenigen (in der Regel Einheimischen) zukommen zu lassen, die nach Ansicht der Obrigkeit wirklich in Not geraten waren. Dies zeigt sich in Dresden z. B. auch in den wiederholt erlassenen Almosen- oder Bettlerordnungen, die das fremde Bettelwesen einschränken sollten, ihren Zweck jedoch nur vorübergehend oder gar nicht erfüllten. Hinsichtlich des täglichen Lebens im Spital gab es so gut wie keine Auswirkungen – galten die Gebete der Bewohner in vorreformatorischer Zeit dem Seelenheil des Landesherrn bzw. den Vertretungen des städtischen Magistrats als Spitalstifter (Gabe-Gegengabe-Prinzip), so wurden sie nach 1539 „für das geistliche und weltliche Regiment“ unter Einbeziehung der Familien der Stifter und deren gute Beziehungen zum Spital geleistet; die „Arbeitsleistung Gebet“ blieb jedoch in ihrer Bedeutung unverändert.

Das Verständnis von Krankheit und Gesundheit aus christlicher Sicht heute unterscheidet sich von damaligen theologischen Sichtweisen erheblich. Welche Auswirkungen hatte das

Verständnis von Krankheit als Folge von Sünde für den Spitalbetrieb und die kranken Patienten im Alltag? Gab es Bestrafungen für die Patienten?

Das Wohlergehen und die Sorge um den Erhalt des Körpers im Sinne von dessen Arbeits- und Funktionsfähigkeit stand auch im 16. Jahrhundert hoch im Kurs. Krankheit, vor allem wenn sie langwierig oder lebensbedrohend war, markierte einen Lebenseinschnitt. Der Mensch wurde „von der Hand Gottes berührt“. Der Bezug zwischen Gott, Krankheit und Altersschwäche wird in einigen Bittgesuchen zur Aufnahme in das Jakobsspital deutlich. Dabei deuten die Antragsteller ihre Gebrechen in erster Linie als Konsequenz sündigen Verhaltens, dem eine gerechte, göttliche Strafe folgen muss, gegen die jedes Auflehnen zwecklos ist und die ein Sich fügen in das von Gott ausgewählte Schicksal des Einzelnen zur Folge hat. Aber auch, dass Gottes Hilfe die betroffenen Personen nach schwerer Krankheit am Leben erhielt und ihnen trotz ihrer Gebrechen zumindest zeitweise die Möglichkeit zur Arbeit und damit zur Ernährung der Familie bot, bevor sie sich um einen Spitalplatz bemühten, ist in Bittgesuchen zu finden. Die protestantische Vorstellung des in erster Linie strafenden, aber auch tröstenden und barmherzigen Gottes, wie sie beispielsweise auch in Visitationsvorschriften und landesherrlichen Mandate Kursachsens aus dem 16. Jahrhundert zu finden ist, wird hier deutlich. Und sie spiegelt sich in besagten Spitalordnungen mit ihren einschlägigen Rubriken: Für die rechte Lebensführung und den Einsatz der noch verbleibenden Lebenszeit ohne Müßiggang, die eben nicht „Gottes Zorn“ nach

sich ziehen sollte, hatten die Bewohner sich züchtig, friedlich, ehrlich, bescheiden und gehorsam zu verhalten – Gotteslästerung war ein sehr großes Vergehen! Bestrafungen wurden gemäß Spitalordnung angedroht, bestanden zumeist in Reduktion oder Entzug von Verpflegung, aber auch Gefängnis und schlussendlich der Ausweisung aus dem Spital. Allerdings wurden diese Strafen – auch aufgrund der einzuschaltenden übergeordneten Stellen (die Bürokratie von heute lässt grüßen!) kaum angewandt, soweit sich dies aus den Quellen herleiten lässt.

Konnten die Patienten an speziellen Krankenhausgottesdiensten oder anderen Formen des geistlichen Lebens teilnehmen? Ist bekannt, wann die ersten Krankenhausseelsorger eingeführt wurden?

Zum ersten Teil – siehe oben; da die Studie das 13. bis 16. Jahrhundert umfasst und sich mit Hospitälern befasst, kann von „Krankenhausseelsorge“ keine Rede sein. Sicherlich wird es geistlichen Beistand für Sterbende gegeben haben – in den Spitalordnungen sind entsprechende Rubriken enthalten, die sich mit dem Umgang mit Verstorbenen befassen.

Fazit: Der Wandel der Spitäler wurde in erster Linie von außen über soziale und ökonomische Umstände an die Einrichtungen herangetragen, um von diesen dann dergestalt aufgenommen und verarbeitet zu werden, dass ihre Anpassung die städtisch-gesellschaftlichen Ansprüche widerspiegelte. Das betraf die auf zunehmende Klientel ebenso wie das Regelwerk oder die Leitungsstrukturen.

Auf diese Weise reagierten die Häuser auf sich verändernde Rahmenbedingungen. Aber die Substanz blieb unverändert erhalten und wurde auch weiterhin so verstanden: die Umsetzung des in der Bibel vorgeschriebenen Gedankens der Barmherzigkeit als christlichem Grundwert sozialen Zusammenlebens. Vielen Dank für die interessanten Informationen zur historischen Entwicklung der Spitäler in Dresden! (G.S.)

- | | |
|---|-----------------------------------|
| 1. Konsortium für Patienten | 15. Gläubigerweizung |
| 2. Farben beschränkt | 13. Wundarbeiten |
| 3. Winter | 14. Rivalie |
| 4. Konsortium für die Hospitälerrichter | 10. Nachlass |
| 5. Konsortium für Gedenke | 16. Gemeindeamt |
| 6. Wagnerschuppen | 17. Bürgerschaft |
| 7. Stadtpfarrer | 18. Wirtschaft |
| 8. Holzmarkt | 19. Wissens-Schreibstube |
| 9. Marktfrau | 20. Kirche |
| 10. Langgasse | 21. Friedhof |
| 11. Gärten | 22. Kirchhof |
| | 23. Weitere Sachen zu beschreiben |
| | et. Mietzins u. Gewölle |



Nahtoderfahrungen: eine Aufgabe und Herausforderung für Theologie und Kirche¹

Von Prof. Dr. Enno Edzard Popkes,
Christian-Albrechts-Universität Kiel

1. Das Anliegen und die Struktur des vorliegenden Beitrags

„Nahtoderfahrungen und verwandte Phänomene“ in Todesnähe (Sterbevisionen, Nachtodkontakte, Medialität etc.) ziehen eine immer stärkere Aufmerksamkeit auf sich. Dies liegt einerseits daran, dass immer mehr Menschen, welche diese Erfahrungen haben, dazu bereit sind, öffentlich über ihre Erfahrungen zu sprechen. Andererseits existieren immer bessere mediale Möglichkeiten, diese Erfahrungen zu kommunizieren und über ihre Deutung ins Gespräch zu kommen. Entsprechend gibt es immer mehr Berufsgruppen, bei denen eine Kenntnis dieser Phänomene und ihrer konträren Deutungen wichtig ist (z.B. Mitarbeiter in Hospizen, Krankenhäusern, Pflegeheimen etc.). Eine Berufsgruppe, die diesbezüglich eine besondere Stellung und Bedeutung hat, sind Pastor*innen und jene Student*innen, die sich auf eine pastorelle Arbeit vorbereiten, also Studenten der Theologie. Aus diesem Grund möchte der vorliegende Beitrag erläutern, warum Nahtoderfahrungen eine Aufgabe und Herausforderung für Theologie und Kirche sind und wie sie in Zukunft in der



theologischen und seelsorgerischen Ausbildung gewürdigt werden sollten. Im Folgenden wird zunächst die zentrale Frage wissenschaftlicher Forschungen zu „Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene“ in Todesnähe benannt, nämlich das sogenannte „Leib-Seele-Problem“ (3.). Vor diesem Hintergrund werden wesentliche Phänomene benannt, die im Zusammenhang mit Nahtoderfahrungen auftreten können (4.). Daraufhin sollen zentrale Fragen benannt werden, die bei wissenschaftlichen Diskussionen zu diesen Phänomenen zu beachten sind. In diesem Zusammenhang benenne ich auch, was für mich persönlich nach vielen Jahren der Forschung ein wissenschaftlich plausibler Denkanstoss ist (5.). Mit einem abschließenden Ausblick soll schließlich skizziert werden, welche Bildungsangebote es diesbezüglich für Pastor*innen und Student*innen der Theologie geben sollte und in welcher Weise die „Kieler Akademie für Thanatologie e.V.“ daran arbeitet, diese Angebote zu konzipieren (6.). Zunächst sollen jedoch einige Vorbemerkungen benannt werden, die bei allen Diskursen zu Nahtoderfahrungen

immer wieder vergegenwärtigt werden müssen (2.).

2. Vorbemerkung zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Nahtoderfahrungen

Bevor wesentliche Phänomene beschrieben werden, die im Zusammenhang mit Nahtoderfahrungen auftreten können, gilt es sich zunächst drei Vorbemerkungen zu vergegenwärtigen, die bei allen Diskursen zu diesem Themenfeld zu berücksichtigen sind². Die erste Vorbemerkung ist die folgende: Menschen mit Nahtoderfahrungen heben stets hervor,

dass es ihnen kaum möglich ist,

die Inhalte ihrer Erfahrung mit den ihnen zur Verfügung stehenden Worten und Kategorien angemessen zu beschreiben.

Dies führt zu der grundlegenden Frage, wie subjektive Erfahrungen,

deren Inhalte kaum angemessen beschrieben werden können, zu einem Gegenstand einer objektiven Untersuchung werden sollen? Diese grundlegende Frage führt zu einer zweiten Vorbemerkung:

Nahtoderfahrungen sind stets individuell und lassen sich nicht standardisieren. Dies bedeutet, dass alle bereits vorliegenden und noch folgenden Kategorisierungen der Phänomene, die im Zusammenhang mit Nahtoderfahrungen auftreten können,

stets nur unter Vorbehalt zur Kenntnis zu nehmen sind. Die dritte Vorbemerkung widmet sich einem wissenschaftstheoretischen Problem, das eine Ursache dafür ist, dass es (noch) keine abgeschlossene wissenschaftliche Einschätzung zu Nahtoderfahrungen gibt: Es gibt nämlich nicht „die Wissenschaft“, sondern nur fragmentierte Bereiche von Wissen und wissenschaftlicher Expertise. Aus diesem Grund muss immer gefragt werden, welche Ansichten in welcher wissenschaftlichen Disziplin zu welcher Zeit aufgrund welcher Prämissen vertreten werden bzw. vertreten wurden.

Vor dem Hintergrund dieser Vorbemerkungen kann nun die zentrale wissenschaftliche Frage einer Auseinandersetzung mit Nahtoderfahrungen benannt werden, nämlich das sogenannte „Leib-Seele-Problem“.

3. Nahtoderfahrungen als Zugänge zum „Leib-Seele-Problem“

Nahtoderfahrungen eröffnen eine von vielen Zugangsperspektiven zu einer zentralen Frage menschlicher Existenz, nämlich zu dem sogenannten „Leib-Seele-Problem“³. Dieses Problem impliziert eine Frage, die in einer allgemeinen und einer spezifischen Version formuliert werden⁴. Die allgemeine Version lautet:

Welches Verhältnis besteht zwischen den Dimensionen der menschlichen Existenz, die mit Begriffen wie „Seele“, „Bewusstsein“, „Selbstbewusstsein“, „Körper“ und

¹ Der vorliegende Beitrag ist eine sehr knapp gehaltene Zusammenfassung von vielen Vorarbeiten, die ich bereits zu diesem Themenfeld ediert habe. Aus diesem Grund verweise ich immer wieder auf jene bereits vorliegenden Texte, die zu Rate gezogen werden müssen, wenn eine präzisere Kenntnis der entsprechenden Diskurse gewünscht wird.

² Image by Hello Cdd20 from Pixabay

³ Zu den überaus komplexen Diskursen zum Begriff „Seele“ und zum Leib-Seele-Problem vgl. die Beiträge der instruktiven Sammelbände von J. Dierken/M. D. Krüger (Hg.), *Leibbezogene Seele?: Interdisziplinäre Erkundungen eines kaum noch fassbaren Begriffs* (Dogmatik in der Moderne 10), Tübingen 2015; G. Jüttemann/M. Sonntag/C. Wulf (Hg.), *Die Seele. Ihre Geschichte in Europa*, Göttingen 2005; J. Fligl/H.-D. Klein (Hg.), *Der Begriff der Seele in der Religionswissenschaft*, Würzburg 2005; K. Crone/R. Schneppf/J. Stolzenberg (Hg.), *Über die Seele* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1916), Berlin 2010 etc.

⁴ In beiden Versionen wurden die Begriffe „Seele“, „Bewusstsein“ und „Selbstbewusstsein“ jeweils in Anführungszeichen gesetzt. Dies bedeutet, dass diese Begriffe eigentlich zunächst geklärt werden müssten, wie ich diese Begriffe definiere. Dies ist im Rahmen des vorliegenden Beitrags jedoch nicht möglich. Diesbezüglich verweise ich auf meine Vorarbeiten in E. E. Popkes, *Erfahrungen göttlicher Liebe* (s. Ann. 2), 71–82.



Synagoge Florenz

„Materie“ beschrieben werden?

Die spezifische Version lautet: Gibt es Dimensionen der menschlichen Existenz, die den Tod des Körpers überdauern und mit Begriffen wie „Seele“, „Bewusstsein“ und „Selbstbewusstsein“ beschrieben werden können?

In Bezug auf diese Frage gilt es sich eine grundlegende Frage zu vergegenwärtigen: Viele Beiträge zum wissenschaftlichen Diskurs zu Nahtoderfahrungen basieren auf einem sogenannten Naturalismus oder reduktiven Materialismus. Nach einer solchen Anthropologie lassen sich alle Dimensionen der menschlichen Existenz, die mit Begriffen wie „Seele“, „Bewusstsein“ oder „Selbstbewusstsein“ beschrieben werden, auf materielle Grundlagen zurückführen, insbesondere auf physiologische Prozesse im Gehirn⁵.

5 So treffend M. Ermann, Psychosomatische Medizin und Psychosomatik: ein Lehrbuch auf psychoanalytischer Grundlage, 7., erweiterte und überarbeitete Auflage, Stuttgart 2020, 17, der die historischen Hintergründe der Entstehung eines reduktiven Materialismus in Bezug auf das Leib-Seele-Problem komprimiert beschreibt: „In der abendländischen Kultur wurden Seele und Körper in Anschluss an die griechische Philosophie und Medizin traditionell als Ganzheit betrachtet. Erst René Descartes stellt 1641 in seinen ‚Meditationen‘ die res cogitans, d.h. Geist, Seele, Verstand und Vernunft, den res extensa, d.h. dem Körper gegenüber und prägte damit nachhaltig das abendländische Denken. Mit der naturwissenschaftlichen Wende in der Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann ein physikalistisches Krankheitsverständnis in der Medizin ... die Oberhand und verlagerte den Schwerpunkt der Krankheitslehre auf anatomische Strukturen und physikalisch-energetische sowie biochemische Vorgänge. In Folge dessen entstand eine auf das Messbare zentrierte, ‚positivistische‘ Annäherung an Patienten und ihre Krankheiten. Das Leib-Seele-Problem, d.h. die Frage nach den morphologischen und funktionellen Grundlagen des Zusammenwirkens von Geist und Materie in Krankheit und Gesundheit, wurde zum Gegenstand der medizinischen Philosophie.“

6 Die Konsequenzen einer reduktiv-materialistischen Anthropologie für das Verständnis des Phänomens „Tod“ bringt S. Hawking, zitiert nach einem Interview für die Zeitung „The Guardian“; deutsche Übersetzung in einer Ausgabe des Magazins „Focus“ vom 26. 2. 2015 treffend auf den Punkt: „Ich betrachte das Gehirn als einen Computer, der aufhört zu funktionieren, wenn seine Bestandteile versagen. Es gibt keinen Himmel und kein Leben nach dem Tod für kaputte Computer. Dies ist ein Märchen für Leute, die Angst vor der Dunkelheit haben.“

7 Dieser Befund geht einher mit dem Sachverhalt, dass auch für Vertreter*innen einer reduktiv-materialistischen Anthropologie das sogenannte „Selbst-Bewusstsein“ ein kaum zu erklärendes Phänomen sein kann. Exemplarisch verwiesen sei auf C. E. Elger/A. D. Friederici/C. Koch/H. Luhmann/C. v. d. Malsburg/R. Menzel/H. Monyer/F. Rösler/H. Scheich/W. Singer, Das Manifest Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung, Gehirn & Geist (2004), 30-37, 30: „Nach welchen Regeln das Gehirn arbeitet, wie es die Welt so abbildet, dass unmittelbare Wahrnehmung und frühere Erfahrung miteinander verschmelzen; wie das innere Tun als ‚seine‘ Tätigkeit erlebt wird und wie es wie zukünftige Aktionen plant, all dies verstehen wir nach wie vor nicht einmal in Ansätzen. Mehr noch: Es ist überhaupt nicht klar, wie man dies mit den heutigen Mitteln erforschen könnte.“

Die Konsequenzen einer reduktiv-materialistischen Anthropologie für das Verständnis des Phänomens „Tod“ sind leicht verständlich: Der Tod des Gehirns ist der Tod aller Dimensionen der menschlichen Existenz, auch jener, die mit Begriffen wie „Seele“, „Bewusstsein“ oder „Selbstbewusstsein“ beschrieben werden⁶.

Dennoch ist es notwendig, eine Tatsache nachdrücklich hervorzuheben, die meiner Meinung nach sehr problematisch und schlichtweg unwissenschaftlich ist. Viele Beiträge zum Diskurs, die auf einer solchen reduktionistisch-materialistischen Anthropologie basieren, erwecken den Eindruck, dass das ‚Leib-Seele-Problem‘ nicht mehr existiert. Demgegenüber kann mit Stimmen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen mit Nachdruck hervorgehoben werden, dass das ‚Leib-Seele-Problem‘ „bis heute unge löst“⁷ ist.

Das beschriebene Phänomen geht mit einem weiteren Problem einher: Die Thesen eines reduktiven Materialismus werden oft präsentiert, ohne dass die Prämissen eines solchen Menschenbildes benannt und reflektiert werden. Dabei sollte es für jede wissenschaftliche

Disziplin selbstverständlich sein, die Prämissen ihrer Standpunkte kontinuierlich zu reflektieren. Ist dies nicht der Fall, so wird eine wissenschaftliche Disziplin zu einem dogmatischen Glaubenssystem. Leider verhalten sich viele Vertreter eines reduktiven Materialismus in eben dieser Weise. Aus diesem Grund ist eine Neubegründung der Reflexionen über die Prämissen des reduktiven Materialismus notwendig⁸.

Vor diesem Hintergrund können nun wesentliche Phänomene betrachtet werden, die im Zusammenhang mit Nahtoderfahrungen auftreten können.

4. Phänomene im Kontext von Nahtoderfahrungen

Im Folgenden werden 30 exemplarische Phänomene benannt, die im Kontext von Nahtoderfahrungen auftreten können:

Phänomen 1: Die Wahrnehmung, dass das ‚Bewusstsein‘ bzw. die ‚Seele‘ sich vom materiellen Körper zu lösen beginnt und dass der materielle Körper ‚von außen‘ gesehen werden kann.

Phänomen 2: Die Wahrnehmung, dass der materielle Körper nicht ‚das Selbst‘ ist.

Phänomen 3: Wahrnehmungen einer ‚nicht-materiellen Dimension‘ von Körperllichkeit (vgl. die Unterscheidung von materiellen/irdischen und geistlichen/himmlischen Körpern im frühen Christentum und seiner Umwelt⁹).

Phänomen 4: Im Falle eines Unfalls oder

8 Die Fortführungen der Diskurse zum Leib-Seele-Problem im Generellen und der Reflexionen der Prämissen eines reduktiven Materialismus im Speziellen ist ein zentrales Anliegen der „Kieler Akademie für Thanatologie e.V.“ (vgl. www.kiath.de/themen/).

9 Exemplarisch verwiesen sei auf die von Paulus in 1 Kor 15,44-49 beschriebene Differenzierung unterschiedlicher Formen von Körperllichkeit. Die Kontroverse zwischen Paulus und den von ihm kritisierten Mitgliedern der Gemeinde in Korinth scheint mit der Frage in Beziehung zu stehen, in welchem Verhältnis diese unterschiedlichen Dimensionen von Körperllichkeit zueinanderstehen. Dies könnte auch für das Verständnis der Auferstehung von Relevanz sein. Die von Paulus kritisierten Mitglieder der christlichen Gemeinde in Korinth haben offensichtlich die Meinung vertreten, dass Jesus mit seinem unvergänglich-himmlischen Körper auferstanden ist und dass dies auch für die generelle Auferstehung aller Menschen gilt. Zum religionshistorischen Hintergrund von 1 Kor 15,45-47 vgl. M. Vogel. Der Tod im Neuen Testament vor dem Hintergrund antiker ars moriendi, in: U. Volp (Hg.), Tod (Themen der Thanatologie 12), Tübingen 2018, 57-116, 99; „In v45-47 nimmt Paulus hellenistisch-jüdische Anthros-Spekulationen auf, die ausgehend von den beiden Schöpfungsberichten der Genesis (Erschaffung des Menschen nach Gen 1,26 und 2,7) in platonischer Weise einen himmlischen Urmenschen und einen nach diesem Abbild geformten Erdenmenschen unterscheiden ...“

einer medizinischen Notsituation: Die Schmerzen des materiellen Körpers werden nicht mehr wahrgenommen.

Phänomen 5: Wahrnehmungen von ‚Erleichterung‘, ‚Glück‘, ‚Freude‘ etc.

Phänomen 6: Wahrnehmungen von Geschehnissen der unmittelbaren Umgebung (zuweilen innerhalb und außerhalb des jeweiligen Raumes).

Phänomen 7: Wahrnehmungen eines höheren Grades an ‚Realität‘. Die ‚vorfindliche Existenz‘ wird demgegenüber wahrgenommen wie ein Traum, aus dem man erwacht ist.

Phänomen 8: Wahrnehmungen von Dimensionen, die nicht mehr der vorfindlichen Welt entsprechen und die mit Kategorien und Worten der vorfindlichen Welt nicht angemessen beschrieben



Synagoge Florenz



Palazzo Vecchio Florenz

werden können, z.B. Wahrnehmungen von ‚non-verbalen Kommunikationen‘ im Sinne einer unmittelbaren Übertragung von Gedanken oder die Wahrnehmung einer Relativierung von Dimensionen wie Raum, Zeit, Materie etc.

Phänomen 9: Die Wahrnehmung einer Zwischendimension wie z.B. einem ‚Tunnel‘, der durchquert wird.

Phänomen 10: Im Falle einer negativen Nahtoderfahrung: Gefühle von Angst, Verlassenheit, Einsamkeit etc., Erfahrungen, die zuweilen dem Repertoire religionshistorisch dokumentierter ‚Höllen erfahrungen‘ entsprechen.

Phänomen 11: Begegnungen mit verstorbenen Angehörigen und Freunden.

Phänomen 12: Wahrnehmungen von Wesen, die oftmals als ‚Schutzengel‘ oder ‚Seelenbegleiter‘ bezeichnet werden.

Phänomen 13: Die Begegnung mit einem Lichtwesen, welches als ‚himmlisches‘ oder ‚göttliches Wesen‘ bezeichnet wird (die konkreten Bezeichnungen und Beschreibungen können in Beziehung stehen zu den jeweiligen kulturellen Prägungen der Betroffenen, sie können diesen aber auch widersprechen).

Phänomen 14: Die Erfahrung einer ‚göttlichen Liebe‘, die jede Dimension ‚menschlicher Liebe‘ kategorisch übersteigt¹⁰.

Phänomen 15: Das Gefühl, in die eigentliche Heimat zurückgekehrt zu sein.

Phänomen 16: Das Gefühl einer ‚All-Einheit‘ oder ‚All-Ver bundenheit‘ aller Lebewesen.

Phänomen 17: Wahrnehmungen einer ‚göttlichen Schönheit‘ und einer musikalischen ‚Ur-Harmonie‘.

Phänomen 18: Die Wiedererinnerung an eine ‚All-Wissenheit‘, die vergessen worden ist.

Phänomen 19: Die Erfahrung einer bedingungslosen Akzeptanz.

Phänomen 20: Ein Rückblick auf das eigene Leben, welcher oft die Gefühle und Erfahrungen der Mitmenschen einschließt.

Phänomen 21: Die Möglichkeit und Aufgabe, das eigene Leben zu bewerten. Der Maßstab der Bewertung ist dabei nahezu ausschließlich, inwiefern das Verhalten geprägt war von Liebe, Güte, Fürsorge,

Gerechtigkeit und entsprechenden Lebenshaltungen.

Phänomen 22: Die Mitteilung, dass man in die vorfindliche Welt und den materiellen Körper zurückkehren muss, weil man noch eine Aufgabe zu erledigen hat bzw. mit dieser Aufgabe noch nicht fertig ist.

Phänomen 23: Die Weigerung, wieder in die Existenz in dem materiellen Körper zurückzukehren.

Phänomen 24: Entsetzen, Bedauern und Traurigkeit, sich wieder in der Existenz in dem materiellen Körper wahrzunehmen.

Phänomen 25: Der Verlust einer Angst vor dem eigenen Tod, oft verbunden mit der Sehnsucht, ‚dorthin‘ zurückzukehren.

Phänomen 26: Transformationen von Selbstbildern, Weltbildern und Menschenbildern, oft einhergehend mit grundlegenden Transformationen der bisherigen Lebensgestaltung (z.B. in Bezug auf Partnerschaft, Beruf, Freundeskreis, religiöse Gemeinschaften etc.).

Phänomen 27: Wenn es nicht gelingt, die Auswirkungen der Nahtoderfahrungen in das Leben zu integrieren, so kann dies sehr negative psychologische Folgen nach sich ziehen (u.a. Depressionen, Suizid Neigung, Angststörungen).

Phänomen 28: Wenn es gelingt, die Auswirkungen der Nahtoderfahrungen in das Leben zu integrieren, so kann dies sehr positive psychologische Folgen nach sich ziehen (u.a. Entwicklungen eines positiven Selbstbildes, Überwindungen von Suizid-Neigung, Überwindungen von Angststörungen).

Phänomen 29: In Folge von Nahtoderfahrungen kann es zu Heilungsprozessen

physiologischer Krankheiten kommen, für die es oft keine schulmedizinischen Erklärungen gibt (u.a. spontane Remissionen von Krebskrankungen).

Phänomen 30: In Folge von Nahtoderfahrungen kann es zur Entfaltung von Fähigkeiten und Begabungen kommen, welche bei den betroffenen Personen vorher nicht erkennbar waren (u.a. erhöhte Formen von Intuition und Sensibilität, Begabungen im Bereich von Kunst, Musik etc.).

5. Exemplarische Fragen einer wissenschaftlichen Erklärung von Nahtoderfahrungen und eine persönliche Stellungnahme

Nach der Beschreibung wesentlicher Phänomene, die im Zusammenhang mit Nahtoderfahrungen auftreten können, sollen nun exemplarische Fragen benannt werden, die in Bezug auf Nahtoderfahrungen kontinuierlich reflektiert werden müssen. Alle diese Fragen führen zu der zentralen Frage, ob die Prämisse des in Arbeitsschritt 3 skizzierten reduktiv-materialistischen Menschenbildes plausibel ist, also die Prämisse, dass jene Dimensionen menschlicher Existenz, die mit Begriffen wie ‚Seele‘, ‚Bewusstsein‘, ‚Selbstbewusstsein‘, ‚Körper‘, ‚Materie‘ bezeichnet werden, auf materielle Grundlagen zurückgeführt werden können (insbesondere auf physiologische Prozesse im Gehirn). Ebenso muss erörtert werden, ob die zuvor beschriebenen Phänomene und die folgenden Fragen die Annahme rechtfertigen, dass jene Dimensionen, die mit Begriffen wie ‚Seele‘, ‚Bewusstsein‘, ‚Selbstbewusstsein‘ bezeichnet werden, sich von dem ‚Körper‘ bzw. der ‚Materie‘ lösen und unabhängig



Image by Hello Cdd20 from Pixabay

¹⁰ Aus diesem Grund habe ich in meiner ersten wissenschaftlichen Studie zu diesen Themen positive Nahtoderfahrungen als ‚Erfahrungen göttlicher Liebe‘ bezeichnet. Vgl. E. E. Popkes, Erfahrungen göttlicher Liebe (s. Anm. 2), passim.

von ihnen existieren können.

Frage 1: Warum können Menschen, die bereits früh erblindet sind oder sogar blind geboren wurden, nach einer Nahtoderfahrung zuweilen beschreiben, in welcher Umgebung sich die lebensbedrohlichen Ereignisse abgespielt haben?

Frage 2: Warum können taube Menschen nach einer Nahtoderfahrung Gespräche wiedergeben, die während ihrer Rettung aus akuter Lebensgefahr geführt wurden?

Frage 3: Warum können Nahtoderfahrene nach einer Operation, die während einer Vollnarkose an ihnen durchgeführt wurde, zuweilen detailliert beschreiben, was sich innerhalb und außerhalb des Operationssaals abspielt hat?

Frage 4: Wenn eine Nahtoderfahrung ein Schutzmechanismus des Bewusstseins wäre, welchen Sinn machen dann negative Nahtoderfahrungen?

Vorbemerkung zu Frage 5: Zuweilen wird die Einschätzung vertreten, dass Nahtoderfahrungen mit Halluzinationen oder Drogentrips verglichen werden können.

Frage 5: Warum haben Halluzinationen oder Drogentrips oft negative psychologische Folgen, während Nahtoderfahrungen oft zum Fundament einer positiven Selbst- und Weltsicht werden können?

Frage 6: Warum kommt es in Folge von Nahtoderfahrungen zuweilen zu medizinischen Heilungsverläufen, für die es keine schulmedizinischen Erklärungen gibt (z.B. spontane Remissionen von Krebs-erkrankungen)?

Vorbemerkung zu Frage 7: Zuweilen wird die Einschätzung vertreten, dass einige (oder sogar alle) Teilespekte von Nahtoderfahrungen künstlich stimuliert werden können (z.B. durch neurophysiologische

Mechanismen oder pharmakologische Indikationen).

Frage 7: Wenn es möglich wäre, einige (oder sogar alle) Teilespekte von Nahtoderfahrungen künstlich zu stimulieren, warum werden dann die therapeutischen Potenziale von Nahtoderfahrungen nicht regelmäßig künstlich stimuliert?

Frage 8: Warum erleben Menschen aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten vergleichbare Kernaspekte von Nahtoderfahrungen?

Frage 9: Warum entsprechen die Inhalte der Erfahrungen oft nicht den dogmatischen Vorgaben jener religiösen Systeme, in denen die jeweiligen Personen sozialisiert wurden?

Frage 10: Warum kann es in Folge von Nahtoderfahrungen zur Entfaltung von Fähigkeiten und Begabungen kommen, welche bei den betroffenen Personen vorher nicht erkennbar waren (u.a. erhöhte Formen von Intuition und Sensibilität, Begabungen im Bereich von Kunst, Musik etc.)?

Wie bereits eingangs erwähnt sind diese zehn Fragen lediglich einige Beispiele für eine Vielzahl weiterer möglicher Fragen.

In Bezug auf derartige Fragen sollten m.E. alle interessierten Personen stets von Neuem reflektieren können, welche Antworten für sie selbst plausibel sind und welche Konsequenzen dies für sie selbst hat.

Vor diesem Hintergrund kann ich jedoch auch benennen, was für mich selbst eine plausible Antwort auf die skizzierten Fragen ist: Meines Erachtens ist die Prämisse eines reduktiv-materialistischen Welt- und Menschenbildes weder plausibel



Image by Hello Cdd20 from Pixabay



Palazzo Vecchio Florenz

noch beweisbar. Sie ist ein möglicher, aber nicht der einzige wissenschaftliche Denkansatz¹¹.

Ein möglicher wissenschaftlicher Denkansatz ist es jedoch auch, dass es Dimensionen menschlicher Existenz gibt, die den Tod des Körpers überleben und die mit Begriffen wie ‚Seele‘, ‚Bewusstsein‘, ‚Selbstbewusstsein‘ bezeichnet werden können. Angesichts dessen ver-

trete ich die folgende Einschätzung:
Auch wenn die Existenz einer unsterblichen Seele bzw. eines unsterblichen Selbst-Bewusstseins eventuell niemals *wissenschaftlich bewiesen* werden kann, so wird deren Existenz meines Erachtens *wissenschaftlich immer plausibler*¹².
Angesichts dessen sollte auch

gefragt werden, welche neuen wissenschaftlichen bzw. religiösen Fragestellungen sich ergeben, wenn der Denkansatz zugelassen wird, dass die Existenz einer unsterblichen Seele bzw. eines unsterblichen Selbst-Bewusstseins *wissenschaftlich immer plausibler* wird.

Letzteres führt auch zu der Frage, in welcher Weise eine Kenntnis von Nahtoderfahrungen und der damit einhergehenden wissenschaftlichen Fragen zu einer Aufgabe und Herausforderungen für Theologie und Kirche werden sollten. Dies wird in einem abschließenden Ausblick angedeutet:

6. Nahtoderfahrungen als Aufgabe und Herausforderungen für Theologie und Kirche: ein Desiderat und seine Auferarbeitung

¹¹ Die damit einhergehende erkenntnistheoretische Problematik kann mit dem Höhlengleichnis Platons veranschaulicht werden, welches m.E. aus einer Reflexion von Nahtoderfahrungen entstanden ist. Ausführlich hierzu vgl. E. E. Popkes, Erfahrungen göttlicher Liebe (s. Anm. 2), 103-157. Im Sinne des Höhlengleichnisses kann gefragt werden: Wie kann in der Höhle bewiesen werden, dass Schatten nur Schatten sind? Wie kann in der Höhle erklärt werden, was Farben sind? Wie kann in der Höhle erläutert werden, was eine dritte Dimension ist?

¹² Zur Differenzierung zwischen einem, wissenschaftlichen Beweis' und einem, wissenschaftlich plausiblen Denkansatz' vgl. meine Vorarbeiten in E. E. Popkes, Platonisches Christentum: Historische und methodische Grundlagen (Platonisches Christentum 1), Norderstedt 2019, 102-106.



Die Notwendigkeit und Bedeutung von Bildungsangeboten für Pastor*innen und Student*innen der Theologie in Bezug auf das Themenfeld, Nahtoderfahrungen und verwandte ‚Phänomene‘ kann folgendermaßen begründet werden: Eine zentrale Hoffnung christlichen Glaubens besteht darin, dass es – um es bewusst sehr offen zu formulieren – ein ‚Leben nach dem Tod‘ gibt. Seit dem frühen Christentum ist jedoch umstritten, wie diese Hoffnung begründet werden kann und was man sich unter einem ‚Leben nach dem Tod‘ vorstellen soll. Die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod ist jedoch auch eine zentrale Botschaft nahezu aller Menschen, die Nahtoderfahrungen erlebt haben, und zwar unabhängig davon, ob es sich um positive oder negative Nahtoderfahrungen handelt.

Dies führt zu Fragen, zu denen alle

Pastor*innen und Student*innen der Theologie fähig sein sollten, wissenschaftlich fundierte und seelsorgerisch einfühlsame Antworten zu geben. Exemplarisch sind dies Fragen wie die folgenden:

In welchem Verhältnis stehen die Vorstellungen von einem Leben nach dem Tod, die in biblischen Schriften überliefert werden, zu jenen Vorstellungen, die Menschen in Folge von Nahtoderfahrungen vertreten?

Welche Aspekte von Nahtoderfahrungen entsprechen biblischen Vorstellungen?

Welche Aspekte von Nahtoderfahrungen widersprechen biblischen Vorstellungen? Inwiefern können ‚Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene‘ neue Perspektiven auf den Glauben an die Auferstehung Jesu eröffnen?

Inwiefern können ‚Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene‘ neue Perspektiven auf die Lebenswende des Apostels Paulus eröffnen?

In welchem Verhältnis stehen die Vorstellungen auf ein Leben nach dem Tod, die Menschen in Folge von Nahtoderfahrungen vertreten, zu jenen Vorstellungen, die in der Geschichte von Theologie und Kirche entwickelt wurden?

Inwiefern können ‚Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene‘ neue Perspektiven auf biblische Vorstellungen eröffnen, denen heute in Wissenschaft, Theologie und Kirche oft nur eine geringe oder keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt wird (exemplarisch sei verwiesen auf die Kol 1,16 dokumentierte Unterscheidung einer sichtbaren und unsichtbaren Welt und die Aussage des johanneischen Jesus in Joh 14,2-3, der zufolge es „im Hause seines Vaters viele Wohnungen gibt,

die er für seine Nachfolger vorbereiten möchte“)¹³?

Wie können Pastor*innen sich verhalten, wenn Menschen sich in Folge von Nahtoderfahrungen an sie wenden, um ihre Erfahrungen zu deuten und in ihr Leben zu integrieren?

Welche neuen Formen von Seelsorge, Trauerbegleitung und Sterbebegleitung können entwickelt werden, wenn ‚Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene‘ kontinuierlich beobachtet und wissenschaftlich untersucht werden?

Die Notwendigkeit und Bedeutung von Bildungsangeboten für Pastor*innen und Student*innen der Theologie in Bezug auf das Themenfeld ‚Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene‘ kann mit einer Vielzahl weiterer Fragen begründet werden. Gleichwohl muss diesbezüglich ein schwerwiegendes Desiderat beklagt werden, das international beobachtet werden kann: Dem Themenfeld ‚Nahtoderfahrungen und verwandten Phänomene‘ wird im Studium der Theologie bisher nahezu keine Aufmerksamkeit geschenkt – und wenn dies der Fall ist, so handelt es sich nur um sporadische Erwähnungen oder zeitlich begrenzte Einzelprojekte. Dieser Sachverhalt wird der Komplexität der Thematik und den entsprechenden Forschungsdiskursen außerhalb der Theologie nicht gerecht.

Um das skizzierte Desiderat aufzuarbeiten, werden im Rahmen der ‚Kieler Akademie für Thanatologie e.V.‘ verschiedene Formate entwickelt, die es Pastor*innen und Student*innen der

Theologie ermöglichen sollen, sich in Bezug auf das Themenfeld ‚Nahtoderfahrungen und verwandte Phänomene‘ kontinuierlich zu informieren. Es werden Möglichkeiten zu Aus- und Weiterbildungen konzipiert, für die Zertifikate und Abschlusszeugnisse erworben werden können. Alle Personen, die sich für diese Entwicklungen interessieren, können sich über die Web-Seite der ‚Kieler Akademie für Thanatologie e.V.‘ informieren, wann diese Angebote starten (www.kiath.de/Spenden und ihre Verwendung).

Über den Autor:

Prof. Dr. Enno Edzard Popkes, Studium der Evangelischen Theologie und Philosophie in Hamburg und Tübingen (als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes); Promotion an der Ludwig-Maximilians-Universität München (2004); Habilitation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena (2007), Heisenbergstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2007-2010); seit 2010 Professor für Geschichte und Archäologie des frühen Christentum und seiner Umwelt an der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel; Mitbegründer und Vorsitzender der ‚Kieler Akademie für Thanatologie e.V.‘ (www.kiath.de).

Ehrenamtlich tätig in verschiedenen Gremien der ‚Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland‘ („Nordkirche“), u.a. Landessynode, Kreissynode, Theologische Kammer, Kirchenvorstand.

¹³ So im expliziten Kontrast zu der ebenso bekannten wie umstrittenen Einschätzung, die R. Bultmann, Neues Testament und Mythologie. Das Problem der Entmythologisierung der neutestamentlichen Verkündigung (BEvTh 96), München 1998, 15f. im Zuge seines Programms einer Entmythologisierung biblischer Traditionen formulierte: „Erledigt ist durch die Kenntnis der Kräfte und Gesetze der Natur der Geister- und Dämonenglaube. (...) Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben. Und wer meint, es für seine Person tun zu können, muss sich klar machen, dass er, wenn er das für die Haltung des christlichen Glaubens erklärt, damit die christliche Verkündigung in der Gegenwart unverständlich und unmöglich macht.“

„Stay wild statt Burnout“- Möglichkeiten der Selbstfürsorge für sächsische Pfarrerinnen und Pfarrer

„Stay wild statt burn out“ – so lautet der Titel eines Bändchens von Susanne Breit-Keßler und Norbert Dennerlein, herausgegeben von der VELKD. Die Autoren beziehen sich auch auf eine alte Weisheit von Bernhard von Clairvaux, der vor etwa 900 Jahren an seinen Schüler Papst Eugen schrieb: „Wenn du vernünftig bist, erweise dich als Schale und nicht als Kanal, der fast gleichzeitig empfängt und weitergibt, während jene wartet, bis sie gefüllt ist... Auf diese Weise gibt sie das, was bei ihr überfließt, ohne eigenen Schaden weiter... Lerne auch du, nur aus der Fülle auszugießen und habe nicht den Wunsch, freigebiger zu sein als Gott.“



Dachzimmer



Der Slogan „Stay wild statt burn out!“ mag auf den ersten Blick im Widerspruch zur ehrwürdigen lutherischen Kirche stehen, doch wer kennt nicht das Gefühl, einmal aus allem aussteigen zu wollen? Glücklicherweise haben in den letzten Jahren immer wieder Kolleginnen und Kollegen die Möglichkeit genutzt, sich eine geistliche Auszeit zu gönnen. Auf dem Dienstweg ist dafür ein Antrag auf Dienstbefreiung unter Fortzahlung der Dienstbezüge möglich.

Hier einige Optionen:

- Aufenthalt in einem Kloster oder in einer Kommunität

Leider wird im nächsten Jahr zum 30.6.26 das vielen bekannte Haus Respiratio auf dem Schwanberg geschlossen werden. Gerne berate ich Sie zu weiteren Möglichkeiten innerhalb der EKD.

- Einen Pilgerweg mit einer Geistlichen Begleitung gehen (natürlich per Telefon oder Videocall)

Für die Organisation eines solchen körperlichen und seelischen Abenteuers ist jede und jeder selbst verantwortlich. Ich unterstütze Sie gern bei Fragen zum „geistlichen Handgepäck“, bei der Wahl des Weges und der Begleitung Ihrer inneren Prozesse.

- Ein Semester Kontakt – Studium an einer Theologischen Fakultät

Auch eine kurze Exerzitien- oder Einkehrzeit am Haus der Stille in Grumbach bietet eine Weise, Abstand vom Alltag zu bekommen. Empfehlenswert sind die Ökumenischen Exerzitien, die in Kooperation mit den Jesuiten aus Hoheneichen gegeben werden. Das kann eine wunderbare Erfahrung von geistlicher Gemeinschaft mit katholischen Schwestern und Brüdern sein. Die Anregungen aus der ignatianischen Frömmigkeit sind dabei bereichernd.

Ein Mini-Angebot wäre, als Konvent einen Stillen Tag im gemeinsamen Schweigen zu verbringen. Wer schon am Vorabend anreist, kann dabei tatsächlich eine kleine Ruheinsel erfahren.

Zum Haus der Stille gehört eine kleine Gästewohnung, die besonders für

Einzelpersonen als Rückzugsort gedacht ist. Ausgestattet mit einer kleinen Küchenzeile, Bad mit WC und Dusche, gibt sie die Möglichkeit für Einzel- Retraite. Für diese einfachste Form einer Auszeit sollten Sie sich rechtzeitig anmelden. Parallel zu anderen Kursen ist das leider nicht möglich. Ansonsten nutzen Sie auch als Einzelgast die Hauskapelle, den Garten und natürlich steht die Grumbacher Kirche tagsüber allen offen. Auf Wunsch biete ich Begleitgespräche an.

Wissenswert ist, dass durch die Neugestaltung des Vikariats in Modulen sicher auch neue Impulse für die erfahrenen Pfarrpersonen entstehen. Die neue Form beinhaltet ein Geistliches Mentorat, das unabhängig vom Ausbildungskontext während der Vikariatszeit angeboten wird. Dabei werden die Vikarinnen und Vikare mit Geistlich Begleitenden in Verbindung sein. Es soll so einen Raum



Haus der Stille mit Garten

geben, um auch die ganz persönliche Glaubenspraxis zu reflektieren. Ziel ist es, auf diesem letzten Abschnitt vor dem Pfarramt, die eigene Spiritualität zu stärken.

Natürlich wird jede Pfarrerin, jeder Pfarrer eine Form persönlicher Spiritualität haben und pflegen. In den letzten Jahren haben sich an verschiedenen Standorten Ausbildungsgänge für Geistliche Begleitung entwickelt. Da werden im Besonderen Curricula zu Geistlicher Biografie, Unterscheidung der Geister, Formen des Gebetes und der Meditation, Übungen zu Begleitgesprächen, neuerdings auch Prävention vor dem Missbrauch geistlicher Autorität u.v.m. angeboten. So qualifizieren sich Seelsorgende (nicht nur Pfarrpersonen) für die Begleitung des „Lebensgesprächs mit Gott“ (Zitat von Ralf Stolina). Wenn Sie Interesse daran haben, solch einen Ausbildungsgang, solch einen Weg zu gehen, stehe ich gerne mit genaueren Informationen zur Verfügung.

Anette Bärisch
Leitung Haus der Stille Grumbach
Beauftragung zur Förderung ev. Spiritualität in der EVLKS

www.Haus-der-Stille.net
https://www.instagram.com/grumbach_hausderstille

In dem Augenblick, in dem ein Mensch den Sinn und den Wert des Lebens bezweifelt, ist er krank.

Sigmund Freud

Wichtige Information:

Die Sächsische Pfarrvertretung ist im Gespräch mit dem Landeskirchenamt, um eine Nachfolgelösung zum Schwanberg zu suchen. Dass der Schwanberg einfach sang- und klanglos wegfällt, wird als Katastrophe im Hinblick auf die Fürsorgepflicht der Landeskirche gegenüber den Pfarrerinnen und Pfarrern wahrgenommen.



St. Ägidiuskirche Cospeda



Kapelle

Kurzeindruck von meiner Sabbat-Zeit im Januar 2024
im Kloster Bursfelde

Dankbar, beschenkt und erfüllt schaue ich auf den Monat meiner Sabbat-Zeit zurück. Für diese Auszeit in einem Ev. Kloster hatte ich mich entschlossen, im Schweigen zu bleiben. Das war eine intensive und für mich wohltuende Übung. Die festen Gebetszeiten im Haus, meine täglichen persönlichen Zeiten der Körperwahrnehmungsübungen und Spaziergänge, das Lesen, die Mahlzeiten und die Stille-Zeiten auf meinem Gebetsbänkchen strukturierten die Tage. Ich hatte so viel Zeit für mich und Gott wie im Alltag sonst nie. Soviel Zeit am Stück bedeutete für mich Freiraum, intensiveres Erleben der Stille und der Schöpfung, spürbare Gottesnähe. Es war eine Wohltat für Leib und Seele.

Cornelia Henze, Pfarrerin

Die Seele hat die Farbe
deiner Gedanken.

Marc Aurel

Die Jugend kennzeichnet nicht
einen Lebensabschnitt,
sondern eine Geisteshaltung.

Marc Aurel



Zwischenruf

Was tun, wenn die Wehrpflicht reaktiviert werden muss?

von Pfarrer i.R. Christian Mendt
aus Radebeul

Die Reaktivierung der Wehrpflicht würde weitreichende gesellschaftliche Debatten auslösen. Viele junge Menschen und deren Familien stünden vor existenziellen Fragen: Bin ich bereit, mein Leben für das Land aufs Spiel zu setzen? Was bedeutet es für Ausbildung, Beruf und persönliche Freiheit? Auch die rechtlichen und organisatorischen Herausforderungen wären enorm – von der Rekrutierung über die Ausbildung bis hin zur Integration in bestehende Strukturen. Gleichzeitig könnten Diskussionen über Alternativen wie einen freiwilligen sozialen Dienst oder zivile Ersatzdienste wieder an Aktualität gewinnen.

Nachdem unser Verteidigungsminister Boris Pistorius von der Notwendigkeit sprach, dass die Bundesrepublik „kriegstüchtig“ werden muss, schüttelte ich unwillkürlich den Kopf. Anderen ging es offenbar auch so. Altkanzlerin Angela Merkel korrigierte in „friedenstüchtig“, ohne den Unterschied zu benennen, den sie sicher mit Bezug auf die Friedliche Revolution und den konziliaren Prozess gesehen hat. Inzwischen fließt unendlich viel Geld in die Aufrüstung. Der kalte Krieg wird neu entfacht in einer Zeit, in der bereits die apokalyptischen Reiter pausenlos über den Erdball jagen:



Hunger, Krieg, Krankheit, Tod, Klimakatastrophen. Wo bleibt unsere Vernunft? Warum schwelen die Ostermärsche nicht zu einer Flut an, der sich die Autokraten und vor allem Putin beugen müssten? Immer wieder frage ich Bürger nach ihrer Meinung. Stehen sie hinter der aktuellen Entscheidung, die Nato auf ein Niveau der Abschreckung aufzurüsten und Vernunft, Geld, Kraft, Bildung dahineinzustecken, anstatt vernünftige Wege zu finden, die wenigstens die Klimakatastrophe mit ihren Folgen zu deckeln?

Die Politik des Kalten Krieges, die Feinde durch nukleare Abschreckung zum Gewaltverzicht zu zwingen, scheint nichts anderes als ein langanhaltender Waffenstillstand mit anderen Mitteln zu sein. Versöhnung zwischen den „Lagern“ gab es offensichtlich nicht im ausreichenden Maße.

Der Aufrüstung wird die Reaktivierung der Wehrpflicht notwendigerweise folgen. Die Zahl freiwillig dienender Soldaten wird nicht ausreichen. Und ich fürchte, die Aufrüstung wird sich spiralförmig zwischen den „Lagern“ aufschaukeln. Feindbilder werden und müssen produziert werden.

Wir haben vier Söhne und eine Tochter. Sie befinden sich alle noch im wehrfähigen Alter. Ich habe jeden, auch die Tochter gefragt, wie sie sich entscheiden würden, wenn das Volk sie bittet oder

nötigt, Wehrdienst zu leisten und ggf. in den Krieg zu ziehen. Ihre erste Reaktion: „Es wird so schlimm nicht werden.“ Oder „Die Vernunft wird siegen.“ Oder „Deutschland wird nicht angegriffen.“ Dann schweigen. – Danach folgt fast tröpfchenweise die Erkenntnis: „Wenn allerdings unsere Kinder in Gefahr wären, angegriffen oder verschleppt würden – ich weiß nicht, ob ich stillhalten könnte. Ich würde mich dazwischen schmeißen.“ Ein anderer: „Ich weiß nicht, vermutlich würde ich meine Wehrpflicht auf meinem Fachgebiet leisten und nicht an der Front. Durch meine Arbeit bin ich diesem Land eher eine Hilfe als im Schützengraben an einem Maschinengewehr.“ Oder: „Ich nehme an, wenn die Wehrpflicht reaktiviert wird, dann – wird einfach kaum jemand Lust haben, in den Krieg zu ziehen. Krieg bringt nur Verluste. Er wirft die Menschen in Europa um Generationen zurück. Die Folgen sind nicht überschaubar und etliche nicht mehr zu beseitigen.“ „Und ehrlich gesagt, vielleicht kann man auch unter einer chinesischen oder russischen Oberherrschaft leben.“

Ein Anderer: „Ich würde mit der Reaktivierung der Wehrpflicht aus Europa auswandern. Krieg ist nicht meine Sache. Krieg ist dumm und macht dumm.“

Der Lehrsatz des Generalmajor Clausewitz¹ der Satz „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“. Inzwischen sind Monate vergangen. Wir haben das Thema nicht wieder angeschnitten. Auch aus einer gewissen Verlegenheit heraus: Was können wir Wirksames tun? Sind wir nicht zu wenige? Die Ukraine kämpft und opfert sich auch

für uns. Die Bilder von ausgehungerten, geschlagenen und gefolterten ukrainischen Soldaten, die im Gefangenenaustausch von Angehörigen und Journalisten und Kameras empfangen wurden, werden zur Abschreckung. Keiner von uns kommentiert die Bilder. Keiner sagt, dass könnte mir passieren. „Nie wieder Krieg“ schreit die Mutter auf dem Plakat von Käthe Kollwitz. Wo und wann schreien wir?

Ich sehe meine Kinder und Enkel und lese in der Bibel: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen!“

Was werden Sie tun? Werden Sie überleben oder umkommen?

Das Doppelgebot der Liebe schallt in meinem Kopf: „Liebe Gott und Deinen Nächsten, ja Deinen Feind, wie Dich selbst!“ Die Kirchen waren 1990 in Seoul auf der globalen ökumenischen Versammlung mit dem sogenannten „Konziliaren Prozess“ weiter vorangekommen als die aktuellen Realitäten vermuten lassen.

In der VI. Grundüberzeugung² heißt es: „Wir bekräftigen den Frieden Jesu Christi. Die einzige mögliche Grundlage für einen dauerhaften Frieden ist Gerechtigkeit (Jesaja 32,17) [...]“

Jesus sagte: „Selig sind, die Frieden schaffen“ und „Liebt eure Feinde“. Die Kirche ist als die Gemeinschaft des gekreuzigten und auferstandenen Christus dazu aufgerufen, in der Welt für die Versöhnung einzutreten [...]

In Jesus Christus hat Gott die Feindschaft zwischen Nationen und Völkern überwunden und will uns auch jetzt Frieden in Gerechtigkeit schenken [...] Nach biblischem Glauben bedeutet wahrer

¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_von_Clausewitz

² https://de.wikipedia.org/wiki/Konziliarer_Prozess, siehe VI. Grundüberzeugung in Auszug

Friede, dass jeder Mensch in einer Beziehung der sicheren Geborgenheit zu Gott, zum Nächsten, zur Natur und zu sich selbst steht.

Gottes Gerechtigkeit schützt die „Geringsten“ (Matthäus 25,31-46), die, die am verletzlichsten sind (5. Mose 24). Gott ist der Anwalt der Armen (Amos 5) [...] Frieden kann nicht durch eine Doktrin der nationalen Sicherheit erlangt oder erhalten werden [...] Wir bekräftigen Gottes Frieden in seiner ganzen Bedeutung. Wir werden alle Möglichkeiten ausschöpfen, um Gerechtigkeit und Frieden zu schaffen und Konflikte durch aktive Gewaltfreiheit zu lösen. Wir werden jedem Verständnis und System von Sicherheit widerstehen, das den Einsatz von Massenvernichtungsmitteln vorsieht [...] Wir verpflichten uns, unsere persönlichen Beziehungen gewaltfrei zu gestalten. Wir werden darauf hinarbeiten, auf den Krieg als legales Mittel zur Lösung von Konflikten zu verzichten [...].“

Mögen diese Grundsätze „Fleisch“ werden, wenn nach Luthers Obrigkeitverständnis sich Christen aus ihrem Glauben und Gewissen heraus im Dienst des Volkes und als Vertreter des Staates für den Wehrdienst mit der Waffe entscheiden, um „nationale Sicherheit zu erlangen oder zu erhalten“ und damit eine Voraussetzung für „wahren Frieden“. Wenn sie aber den Wehrdienst mit der Waffe aus Gewissensgründen ablehnen und einen Ersatzdienst leisten, weil sie helfen wollen, Beziehungen zu Menschen oder zu der Natur oder zu den „Nächsten“ nach Matthäus 25, 31-46) gewaltfrei zu gestalten, dann nicht, weil sie sich vor der Verantwortung drücken möchten, für

den Staat und für das Volk Sicherheit zu erzwingen, sondern ein Ersatzdienst in Verantwortung für Frieden und für das Leben zu leisten, mit folgender Einsicht, wie sie Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis der Nazis formulierte³: „Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit. Denn der Frieden muss gewagt werden. Er ist das eine, große Wagnis, und lässt sich nie und nimmer sichern. Friede ist das Gegenteil von Sicherung.“ Das scheint mir die Grundhaltung zu sein, die „friedenstüchtig“ macht. Das wäre aus meiner Sicht typisch abendländisch-christlich, Gewaltverzicht um des Friedens willen. Ein Opfer, das nicht verlangt, sondern nur freiwillig, um der Versöhnung Willen, zwischen den Völkern geschehen kann.



Gebete für Frieden in der Ukraine.

³ In Daniela Dahn in: „Im Krieg verlieren auch die Sieger, nur der Frieden kann gewonnen werden“, Zitat S. 119:

Damit die Träume nicht verloren gehen! – Religiöse Bildung und Erziehung in säkularen Zeiten*

von Fulbert Steffensky

Was sind die Eigenarten von säkularen Zeiten, in denen wir erziehen und in denen Menschen sich religiös bilden? Ich möchte sie beschreiben, indem ich zunächst ihren Gegensatz beschreibe, nämlich die katholisch-dörfliche Welt, in der ich selber erzogen worden bin. „Im Alter wird man sich selbst historisch“ (Goethe), und man schaut auf untergegangene Welten zurück. Diese alte Welt war völlig alternativlos. Ihre Institutionen, die Weisheiten, die Lebensdeutungen, die Moral waren uns zur Natur geworden, denn wir hatten keine Vergleiche. Es war eine geschlossene Welt, in der es keine anderen Lebensentwürfe gab. Das Dorf war immobil, und fremde Welten konnten kaum in es eindringen. Es gab noch kein Fernsehen und selten Radio. Es gab so gut wie keine Bücher, aus denen man andere Welten hätte lernen können. Wenn es Bücher gab, kamen sie aus der katholischen Boromäusbibliothek, aus einer Institution also, die das Dorf noch einmal literarisch bestätigte. Wir litten mäßig in der Gefangenschaft dieser Traditionen, weil wir uns Alternativen noch nicht vorstellen konnten. Wir hatten kaum ein Verhältnis zu diesen Traditionen, weil ein Verhältnis Distanz und Reflexivität voraussetzt, die wir nicht hatten. Und so waren wir die Tradition. Man ging aus von der selbstverständlichen Fortsetzung dieser Lebenswelten, und das Heute und



das Morgen konnte nur gedacht werden als die Wiederholung des Gestern. Wir waren Beute der Toten, und sie saßen uns auf der Brust mit ihren Lebensvorstellungen. Sie waren die Zeremoniare unseres Denkens und Verhaltens. Es waren Zeiten der Gewissheit, der formalen Verlässlichkeit und der Unwandelbarkeit. Es waren zweifelsfreie und bedenkenlose Zeiten. Die allgemeinen Lebensüberzeugungen wurden nicht nur von einzelnen getragen. Das ganze Dorf wusste, was richtig war, und das Dorf stützte die Überzeugung der Einzelnen. Die Grundüberzeugungen jenes Kollektivs waren nicht nur gewusst, sie waren auch aufgeführt in Bräuchen, Ritualen und Festen. Man konnte in jener Zeit gut Vater oder Mutter, Pfarrer oder Lehrerin sein, weil man wusste, wozu zu erziehen war und welche Traditionen einzuüben waren. Es gab kaum Ambivalenzen, und der Zweifel lähmte die Sicherheit der Menschen noch nicht. Ob man auch gut Kind sein konnte unter dem Druck des Ganzen, ob man auch gut sexueller Abweichler sein konnte; ob man auch gut Protestant sein konnte unter dieser katholischen

Sicherheitsglocke oder gut Katholik unter einer ähnlichen protestantischen Glocke, das ist eine andere Frage. Die Wucht der Geschlossenheit, der Zweifelsfreiheit und Bedenkenlosigkeit hat jede Andersheit ausgeschlossen oder sogar vernichtet. Es war eine geschlossene Gesellschaft, die keinen heraus gelassen hat und keinen herein.

Diese kulturelle Welt hat ihre Selbstverständlichkeit verloren und ist weithin untergegangen. Aber mit diesem alten Lebensmodell habe ich schon fast das neue säkulare beschrieben. Denn es ist die Umkehrung jenes alten. Unter vier Stichwörtern möchte ich diese neue säkulare Zeit beschreiben.

Mein erstes Stichwort: Pluralität! Wir sind nicht mehr einzigartig. Das ist eine schwere Erfahrung, die unseren Narzissmus kränkt. In der alten Zeit kannte man nur sich selbst, die eigenen Traditionen, Lieder, Bräuche, Geschichten und die eigene Religion. So hat man mit leichter Zunge gesprochen: nulla salus extra ecclesiam! Außer unserem Lebensdialekt gibt es keine Sprache, kein Heil und keine Rettung. Jetzt erkennen wir, dass wir eine Gruppe unter vielen, eine Lebensauffassung unter vielen, eine Religion unter vielen möglichen sind. Wir wehren uns dagegen, und einige sagen noch: Baut in unserem christlichen Land keine Moscheen und lasst den Muezzin in unseren Städten nicht zum Gebet rufen! (Duisburg) Man sagt: Wer Muslima ist und Lehrerin in unserem Land, die soll kein Kopftuch tragen! (Stuttgart) Aber es hilft nichts, wir sind in Frage gestellt, indem wir erkennen: wir sind nicht mehr einzigartig.

Mein zweites Stichwort: Das Schwinden



Pfarrkirche Marburg

der Tradition. Ich nenne einmal den Verlust des traditionalen Wissens. Religiöses Wissen ist in einem enormen Maß zurückgegangen. Bibelwissen, Gesangbuchwissen, Brauchtumswissen ist zurückgegangen. Sprichwörter sind weit hin verschwunden, die den in Formeln geronnenen Konsens einer Gesellschaft ausmachten. Nicht nur der Einzelne weiß weniger, als die Menschen früher gewusst haben. Auch die allgemeine Sprache verliert ihre religiösen Muster, von denen sie früher voll war.

Nicht nur die Menge des religiösen Wissens ist geschwunden. Wir wissen religiös weniger, und wir wissen mehr. Wir kennen nicht nur die eigenen liturgischen Gebräuche, im Zusammenleben mit anderen Gruppen lernen wir einen Teil ihres Wissens und ihrer Bräuche kennen. Im Religionsunterricht hören unsere

Kinder nicht nur Geschichten aus der Bibel (sofern sie sie hören!), sie lesen Texte der islamischen Mystik, des Talmud, sie lernen Naturreligionen und ihre Bräuche kennen. Oft sind unsere Gottesdienste eine religiöse Mixtur, in der das Eigene nur noch schwer auszumachen ist. Wir sind als religiöse Menschen dazu genötigt auszuwählen, was wichtig ist und was wir weitergeben wollen. Wir müssen Entscheidungen treffen, und dies ist ebenso schön wie verwirrend.

Mein nächstes Stichwort für säkulare Zeiten: der Verfall von prägenden und den Menschen unterstützenden Gemeinschaften. In meinem Dorf hat man nicht allein entschieden, ob und wie man religiös sein und Religion lehren soll. Die Gruppe, der man angehörte, das Dorf hat es einem immer schon gesagt. Die alte Gefahr war, dass das eigene Gewissen

ersetzt wurde durch den Druck der Gruppe. Die neue Gefahr ist, dass keine Gruppe mehr da ist, die uns bei unseren Glaubensversuchen unterstützen könnte. Man kann sich den Lebenssinn nicht aus den eigenen Rippen schneiden. „Allein bist du klein!“ ist nicht nur ein politischer Slogan, es ist auch eine religiöse Wahrheit. Man kann es an diesem Beispiel sehen: Vielen von uns fällt es schwer, allein zu beten. Sie können es aber noch, wenn sie mit anderen zusammen sind und wenn sie den anderen die Glaubenssprache von den Lippen lesen können. Der französische Soziologe Maurice Halbwachs - er wurde in Buchenwald ermordet - hat in seinem Buch über Erinnern und Vergessen ein Kapitel mit der Überschrift „Das Vergessen durch Loslösung von einer Gruppe“. Nicht einmal die wichtigsten Erinnerungen bleiben uns, wenn wir keine Gruppe haben, mit der wir sie teilen.

Das letzte Stichwort zur Kennzeichnung säkularer Lagen: Der Verlust religiöser Formen! Erinnern wir uns einen Augenblick an die alten geprägten Landschaften! Es gab das Morgengebet, das Abendgebet, das Tischgebet, die in der Familie gelesenen Lösungen, den sonntäglichen Gottesdienst. Die Zeiten hatten ihre Prägungen, und alles spielte sich in Rhythmen ab. Rhythmen sind Zeitformen. Diese Formen sind keine bloßen Äußerlichkeiten, es sind die Konturen des Geistes. Der Mensch lebt nicht nur von innen nach außen, sondern auch von außen nach innen. Er liest seine Innerlichkeit auch am Außen ab, an den Symbolen, Zeichen, Formen und Bräuchen, die er seinem Leben gegeben hat und die eine religiöse Landschaft bilden. Der innere

Lebensglaube lebt vom Rhythmus, Regel, Lebensfigur, Form gewordenen äußeren und objektiven Glauben. Der Glaube, der zu einer Landschaft aus Formen und Rhythmen geworden ist, erzieht den Menschen vielmehr, als es die personalen Erzieher können.

Ich halte einen Augenblick inne und frage: Ist die säkulare Zeit, von der ich spreche, nur Verlust und Verfall? Ich will die Freiheitsmomente dieser Veränderung nennen. Verlust der Einzigartigkeit: Wir sind in diesen pluralistischen Zeiten davon befreit, alles zu sein. Wir sind dazu befreit, Geschwister in anderen Glaubensdialektien zu erkennen. Die anderen müssen nicht wie früher meine Feinde sein und von mir missachtet werden. Verlust der Tradition und der Gemeinschaften: Wir sind nicht mehr die Beute der Toten, denn wir sind zu eigenem Gewissen und Denken befreit. Unsere Einsamkeit ist gewachsen, aber auch unsere Freiheit. Verlust der Formen: Mit dem Ritual, der Form und dem Rhythmus führte sich nicht nur der Geist auf, sondern auch der Ungeist. Wer das Ritual lobt, sollte nicht vergessen, dass die Nazi-Zeit die ritualisierte Epoche war, die wir in der neueren Zeit hatten.

Was sind die Schwierigkeiten der Lehrenden, der Predigenden und der Erziehenden in diesen säkularen Zeiten? Man kann leicht predigen und lehren wenn die Lehre von einem allgemeinen gesellschaftlichen Konsens getragen wird. Was aber, wenn man als einsame Religionslehrerin in einer säkularen Schule lehrt? Was, wenn man in einer Hamburger Schule lehrt, in der die Kollegen der



Schillerkirche Jena

Überzeugung sind, dass der Religionsunterricht eine überflüssige Sache sei? Viele entwickeln in einer solchen Situation die Kunst der Verbergung. Der Religionsunterricht oder der Konfirmandenunterricht verliert seine Eigentümlichkeit. Sie suchen nicht mehr das Gespräch mit den alten Texten und Bildern jener Tradition. Sie fliehen in die fremde Religion aus Angst vor der eigenen Tradition. Der Unterricht kann zum psycho-hygienischen Stündlein werden, und er erstickt in der Sagbarkeit. Man braucht uns in der Schule nicht, wenn wir nur sagen, was alle sagen. Ich hatte einen atheistischen Freund und Kollegen, den ich gerne in meine religionspädagogischen Seminare mitnahm. Die Studierenden sollten vor diesem Nicht-Christen begründen, warum sie Religionsunterricht in der öffentlichen Schule geben wollten. Sie sagten: Mit dem Unterricht wollen wir einen



Freiraum in der Schule. Ich mit dem meinen auch, sagte er. Sie sagten: Wir wollen politisches Bewusstsein wecken. Ich ebenso, war seine Antwort. Sie sagten: Wir wollen Sozialisationsschäden aufarbeiten. Er: Ich ebenso. Und schließlich die Studierenden: Wir wollen eigentlich gar nichts anderes als Sie selber. Und er darauf: Wozu brauche ich euch, wenn Ihr nichts anderes wollt und habt als ich? Wozu braucht uns eine Gesellschaft, wenn wir uns darauf beschränken, was gängig ist, und wenn wir die Fremdheit jener Sprache und Tradition unterschlagen?

Die eine Gefahr also ist die ängstliche Selbstverbergung der Christen in säkularen Zeiten. Es gibt eine andere Gefahr, die den alten Texten ihren Bildungswert nimmt, nämlich die Auflösung dieser Tradition in leichtmünzige Sagbarkeiten. Ich nehme als Beispiel eine Predigt über

1 Mose 32 (Jakobs Kampf mit dem Engel). Die Pfarrerin hat den Text mit den großen archaischen Bilder vorgelesen, die ihre Größe gerade in ihrer Rätselhaftigkeit haben: der geheimnisvolle Fremde, Feind, Verwundeter, Versprecher und Segnender zugleich. Nun backt die Pfarrerin kleine mundgerechte Predigtbrötchen. Die Predigerin verlegt die Szene am Jabok an den Frühstückstisch eines muffelnden Ehepaars. Er sitzt da und liest die Zeitung. Sie versucht eine Aussprache. Er grunzt gelegentlich. Sie wird ärgerlich und erklärt in einer längeren Rede, wie ihre Beziehung nur durch Auseinandersetzung, Beredung und Aufarbeitung gelingen könne; wie man sich nicht durch Schweigen und Ausweichen schützen dürfe, sondern sich verwundbar machen müsse, wie Jakob sich vor dem Engel verwundbar gemacht hat. Erst daraus entstünde Segen wie in jener alten Geschichte vom nächtlichen Kampf. Was ist mein Problem mit dieser Predigt? Die Pfarrerin sagt nichts Falsches. Sie sagt vielmehr - und das ist mein Einwand - ein Allerweltsrichtiges von der Kanzel. Wer wollte ihr widersprechen? Sie sagt unter leichter Benutzung des Textes, was Menschen sich sagen können, sofern sie ein Stück Klugheit und Lebensbeobachtung haben. Die Wahrheit der Rede entsteht nicht ernsthaft im Gespräch und in der Auseinandersetzung mit dem Text. Das eigene Süppchen ist schon lange gekocht und wird am Text nur noch angewärmt. Die Auseinandersetzung mit dieser Tradition überrascht und befremdet nicht, sondern verkleidet höchstens das immer schon Gewusste in das alte Bild. Menschen bekommen zwar Lebensratschläge, sie werden aber im Horizont

des eigenen Verstandes gelassen: Gott ist ausgelassen. Ich frage, ob es nicht mehr und mehr ein durchgehender Zug der öffentlichen Rede der Kirche wird - im Religionsunterricht, im Konfirmandenunterricht, in den Rundfunkandachten, vielleicht auch in den Predigten -, den Namen Gottes auszulassen, den fremden, den widersprüchlichen, den rettenden. Wir schulden ihn uns und einer Gesellschaft, die keinen Namen mehr hat. Die Rettung ins sagbare Detail ist keine Lösung. Mit psychologischer Lebenshilfe scheint unsere Arbeit immer gerecht fertigt, und wer wollte gegen sie sein bei der Verwahrlosung des Lebens, die wir antreffen. Aber die Frage ist, ob unsere Hilfe aus dem Grundgespräch mit der alten Tradition kommt, oder ob sie nichts anderes ist als die Flucht ins sagbare Detail vor der Schwierigkeit des Ganzen.

In einer narzisstischen Gesellschaft könnte alles zur Widerspiegelung unserer selbst werden, auch die fremden Texte. Sie sind dann nur noch beiläufiges und beliebiges Material zur Ausschmückung der eigenen Ansichten. Die Wahrheit steht nicht in jenem Buch geschrieben, so dass wir sie nur abzulesen brauchten, wie man einen Fahrplan liest. Aber die Wahrheit steht auch nicht in uns selbst geschrieben, dass sie schon herauskäme, wenn wir uns nur selbst zitierten in dem, was wir gerade so denken und meinen. Die Wahrheit ist ein Gespräch. Eine unüberhörbare, eine fremde, eine wichtige Stimme in diesem Gespräch sind die Texte jener Tradition. Natürlich bin ich frei, sie zu kritisieren, wie ich frei bin, meinen Lehrer zu kritisieren. Aber ich bin nicht frei, und es steht nicht in meinem Beleben, diese Stimme ernsthaft zu hören



Schillerkirche Jena

oder nicht. Wir müssen die Fremdheit retten. Es ist vielleicht das kostbarste Gut dieser Texte. Dann werden sie mehr als unsere Verdopplung.

Die Kirche soll sich entäußern und ihre Sprache und Bilder in das fremde Land der Säkularität bringen. Sie soll dulden, dass die Fremden sich ihrer bedienen in ihren Ängsten, in ihren Wünschen und in ihren Hoffnungen. Die Kirche soll sich aber nicht verleugnen. Ich habe da Probleme mit dem Protestantismus, den ich gelegentlich als die Konfession des geringen Stolzes und der Selbstbezichtigung erlebe. Wir haben in der Nähe von Hamburg ein großes buddhistisches Zentrum, das viele ernsthafte Menschen anzieht, natürlich auch viele nur modisch Interessierte. Diese Mönche leben in Ruhe und Gelassenheit ihren Buddhismus, und es fällt ihnen nicht ein, sich der fremden Umgebung anzupassen. Sie erklären

sich und ihre Texte, aber sie machen sich nicht undeutlich. Die Menschen, die zu ihnen kommen, brauchen ihre Kenntlichkeit. Was würden wir wohl sagen, wenn sie unsere Strategien übernahmen: Menschen zur Verfügung zu stehen, aber vor lauter Unaufdringlichkeit, Selbstlosigkeit und Pädagogik sich der Eigentümlichkeit ihrer Tradition zu begeben, sozusagen in Zivil zu kommen. Das Befremdliche ist nicht das Schlechteste an der Religion.

Ich habe gefragt: Wer sind die Pfarrer und die Lehrerinnen in dieser Zeit und wie tastet die geringe Selbstverständlichkeit des Christentums in der säkularen Gesellschaft ihre Sprache an. Ich frage nun: An wen geht die Botschaft der Kirche in diesen Zeiten? Ich beginne mit einer These: Die öffentliche Rede der Kirche im Religionsunterricht, im

Rundfunk, bei den Kasualien und im Konfirmandenunterricht richtet sich im Normalfall an Halbgläubige oder an Ungläubige. Sie ist Mission. Ich möchte mein Thema mit einem Beispiel beginnen.

Auf einem Treffen emeritierter Kollegen komme ich neben einen alten Professor zu sitzen. Nach einiger Zeit beginnt er ein Gespräch über das Sterben und über Beerdigungen. Im Gespräch wird er immer erregter. Er sagt: „Ich gehöre zu keiner Kirche, und ich bin Atheist. Was wird mit mir, wenn ich sterbe? Es muss doch einen Ort für mich geben! Es muss dann doch etwas gesagt werden!“ Diese beiden Sätze, die ich zunächst nicht verstehe, wiederholt er immer wieder. Was will er sagen? Dass die Friedhöfe fest in christlicher Hand sind und für ihn als Atheisten kein Platz dort ist? Immer mehr höre ich etwas anderes aus diesen Sätzen: Es kann doch nicht sein, dass an meinem Lebensende nicht mehr als Sprachlosigkeit herrscht. Es muss doch so etwas wie die Lesbarkeit meines Lebens geben. Es ist ein Ruf, an dessen Beantwortung er selber nicht glaubt. Aber er ruft, und wer wollte bezweifeln, dass sich sein Glaube in diesem Ruf versteckt! Ich verspreche schließlich dem Kollegen, ihn zu beerdigen. Er ist tatsächlich nach etwa einem Jahr gestorben. Vorher habe ich ihn viermal besucht. Ich habe seine Geschichte erfahren. Ich habe mit ihm über ein christliches Verständnis vom Tod gesprochen, und wir haben eine Abmachung getroffen: Ich werde ihn bei der Beerdigung nicht nachträglich zum Christen machen, und ich werde mich selber als christlichen Theologen nicht verleugnen. Es wurde eine widersprüchliche Beerdigung. Kaum einer der Teilnehmer war in der Kirche. Ich trug keinen

Talar, aber wir haben Psalmen gebetet. Menschen haben sich Sprache geliehen. Sie haben sich für eine Stunde Masken des Glaubens angelegt, im Beten der Psalmen und des Vaterunser.

Einige Tage später hatten wir eine Promotion zu vollziehen. Ich saß danach mit den Mitgliedern der Prüfungskommission zusammen, wir verschwätzten uns und kamen auf die Beerdigung des Kollegen zu sprechen. Keiner der Anwesenden war in der Kirche, alle waren bei der Beerdigung. Im Gespräch bemerkte einer der Kollegen: „Und da kriegt der Steffensky uns Atheisten dazu, die Lieder mitzusingen und das Vaterunser mitzusprechen.“ Ich antwortete: „Sie haben doch gar nicht mitgesungen und gebetet!“ Er darauf: „Doch, das haben wir, vielleicht leise, vielleicht mit ungeübtem Mund. Aber wir haben gemerkt, dass es für solche Zeiten wohl keine andere Sprache gibt als die religiöse.“ Ich hatte bei dieser Beerdigung das Bild der Masken des Glaubens genannt, die man für diese Stunde über den eigenen Unglauben legt. „Jetzt habe ich die Maske wieder abgelegt.“, hat der Kollege halb ironisch und halb ernst gesagt. „Aber damals war ich dankbar für sie.“

Überall, wo Menschen an Stellen der Verdichtung ihrer Existenz kommen, sind sie geneigt, die Sprache reiner Sagbarkeit zu überschreiten und in eine Symbolregion zu kommen, die sie weder ganz durchschauen noch ganz verantworten können. Die Sprache wird poetisch, offen und zum Tanz der Wünsche. Man sagt etwas, was in der normalen Ebene des Lebens nicht gesagt wird. Die Sprache wird religionsnahe. Man beachte etwa die Bedeutung der Übertreibung in der Sprache der Liebe. Man treibt die Sprache in



Sophienkirche Berlin

den nicht auszuschreitenden Raum des Bildes: „Du bist mein langsamer Satz aus dem Cellokonzert von Dvorak! - Du bist mein Leben, meine Ewigkeit, mein Galaterrbrief!“ Das Bild überspringt alle Möglichkeiten. Transzendenz - Übersprung - ist sein Wesen.

Ähnliche Unsagbarkeiten finde ich in Abschiedsbriefen von zum Tode Verurteilten in der Nazizeit. Da sagen Sozialisten, Kommunisten, Humanisten ohne Bezug auf die Religion religiöse Sätze. „Morgen, wenn ich sterbe, läuten nicht die Totenglocken, sondern die Siegesglocken! Morgen, wenn ich sterbe, gehe ich nicht fort, ich komme zu Euch!“ Die Sprache schnellt aus ihrer Begrenzung ins Land des Gelengens. So ist es in den extremen Fällen von Liebe und Tod. Es ist so bei allen Lebensschwellen, die ein Mensch zu überschreiten hat. Der Übersprung ist



eine Form des Glaubens, ein Glaube auf Tage oder auf eine Stunde. Manchmal borgen sich Menschen für diesen Tag oder diese Stunde unsere Sprache aus. Wir sind nicht die Meister ihres Glaubens, und wir haben diesen Glauben auf Zeit zu ehren und ihm zu dienen. Eine der Aufgaben der Kirche ist es, mit ihrer Sprache, mit ihren Gesten, mit ihren Räumen und Zeiten zur Verfügung zu stehen, wenn Menschen uns brauchen. Zum Beginn des Golfkrieges wollte ein Seminar von mir im Hamburger Michel eine Nachtwache mit Gebeten und Bibellesung machen. Ich fand das sehr schön, und ich fürchtete, dass die jungen Menschen allein und verloren blieben in der großen Kirche. Aber die Kirche war die ganze Nacht voll. Was ist, wenn niemand mehr die Sprache hütet und sie zur Verfügung stellt für die Zeit der Not, der großen Wünsche, der

Anfänge, der Höhepunkte des Lebens und seiner Beendigung? Kann die Sprache, die nicht dauernd gesprochen wird, im Casus gehört und gesprochen werden? Zerstören wir diese Sprache damit nicht und machen wir sie nicht undeutlich? Ich habe eine Erfahrung mit den Menschen, die sich diese Sprache borgen für den Casus. Sie wollen, dass wir uns nicht verleugnen. Sie wollen nicht, dass wir die Sprache und die Gesten zu Tode erklären. Sie wollen in ein fremdes Haus gehen. Vielleicht ist diese Sprache überhaupt nur in ihrer Fremdheit für sie zu sprechen und zu ertragen. Sie wollen nicht, dass es ihre Sprache ist und dass sie ihnen auf den Leib zugeschnitten ist. Die Fremdheit lässt ihnen Distanz und Ambivalenz. Sie sind in einem Haus, und es schützt sie auf Zeit, aber sie sind nicht zuhause und sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie spielen die Clowns der Hoffnung in einer fremden Sprache. Man kann Fremdes manchmal besser verstehen und annehmen als immer schon Verstandenes und immer schon Gewusstes. Es ist schon erstaunlich, was Menschen heute alles annehmen, obwohl es nie in ihrer Tradition gelegen hat. Soll man vielleicht sagen, weil es nie zu ihrem Traditionenbestand gehörte?

Was aber wird aus uns Christen, wenn wir das Geheimnis in die Öffentlichkeit tragen? Bleiben wir noch deutlich, oder verlieren wir Kontur - vor uns selber und vor den anderen, wenn wir die Sprache aus dem Arcanum nehmen und in die Fremde tragen? Ich vermute, je deutlicher wir selber sind als Christen; als Pfarre und Pfarrerinnen, um so eher können wir undeutliche Gäste ertragen. Je mehr wir unsere Traditionen nicht nur kennen,

sondern sie lieben gelernt haben als Geschichten der Freiheit und der Schönheit; je mehr wir sie uns angeeignet haben und wir spirituelle Menschen sind, um so mehr können wir furchtlos verteilen, was wir haben, und zeigen, wer wir sind. Je unsicherer wir sind, um so stärker üben wir uns in der Kunst der Selbstverbergung.

Der Auftritt der Kirche in der säkularen Öffentlichkeit und die Auslieferung ihrer Schätze in den uneigentlichen Raum ist ein Stück Mission. Viele unserer kirchlichen Wörter sind verdorben, vielleicht auch dieses Wort Mission. Es hat keinen Sinn, die Wörter zu verschweigen, wir müssen sie reinigen. Was ist Mission? Es ist die gewaltlose, ressentimentlose und absichtslose Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzepts. Diese Werbung ist ressentimentlos, indem wir ohne Bekümmерung akzeptieren, dass Menschen andere Lebenswege einschlagen als die des Christentums. Für uns als Christen hat dieses Christentum eine biographische Einmaligkeit. Aber es gibt andere Wege des Geistes und andere Dialekte der Hoffnung. Mission kann man wollen, wenn man auf seine eigene Einmaligkeit verzichtet, so sehr das unseren Narzissmus kränken mag.

Die Werbung ist absichtslos. Sie geschieht nicht mit der Absicht, jemanden zur eigenen Glaubensweise zu bekehren, wohl mit der Absicht, dass auch der Fremde schön finde, was wir lieben und woran wir glauben. Wenn ich etwas liebe und wenn ich an etwas glaube, dann liegt es im Wesen dieser Liebe, dass sie öffentlich zeigt, was sie liebt. Eine sich verbergende Liebe ist auf Dauer keine Liebe. Man gibt sich selber ein Gesicht,



St. Ägidiuskirche Cospeda

man identifiziert sich selber und erfährt, wer man ist, indem man zeigt, wer man ist und woran man glaubt. Schon allein mein Stolz lässt es nicht zu, dass ich mich verborgen halte. Junge Menschen brauchen nichts dringender als dies: dass Menschen sich ihnen zeigen; dass ihr Gesicht und ihre Lebenskonturen erkennbar werden. Lehren heißt, zeigen, was man liebt. Menschen werden wahrscheinlich nicht lieben, was wir lieben. Aber sie lernen, dass man überhaupt etwas lieben und für etwas stehen kann. Wir machen Jugendlichen das Angebot, sich zu identifizieren und sich kenntlich zu machen - vor sich selber und vor anderen, indem wir uns als Kenntliche zeigen. Wenn Sie auf kenntliche Menschen und erkennbare Institutionen stoßen, dann können sie vielleicht auf die zwanghaften Selbst-identifizierungen verzichten, die etwa

in der Ausübung von Gewalt besteht. Gewalt und gewaltförmige Symbolik waren immer schon die Mittel von Identitätszwängen.

Die Verwendung religiöser Sprache im missionarischen Raum darf niemals nur Vergewisserungskürzel und angedeutete Sprache sein. Alle religiöse Sprache hat einen anthropologischen Gehalt. Wenn sie gut ist, gilt sie nicht nur innerreligiös. Ihr menschheitlicher Gehalt kann aufgeschlüsselt werden. So wird ihre Hörbarkeit auch für Nichtchristen hergestellt. Ich nehme als Beispiel den Hauptbegriff unserer Tradition, das Wort Gnade. Das Wort drückt nicht nur eine Bewegung zwischen Gott und Mensch aus. Es ist zugleich das Grundprinzip humanen Lebens. Ich deute seine Anthropologie an: Die Dinge, von denen wir eigentlich leben, können wir nicht kaufen, herstellen

oder verdienen, nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht unsere eigene Schönheit. Es gibt eine Lebensverdammnis; es ist der Zwang, sich selber zu bergen, schön zu finden oder zu wärmen. Ein Liebesgedicht von Gabriela Mistral sagt vielleicht deutlicher, was Gnade ist, als viele religiöse Texte

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,
schön wie das Riedgras unterm Tau.
Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,
erkennt das hohe Schilf mein sel'ges
Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,
der Stimme, der zerriss'nen, meiner
rauen Knie.
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtest,
fand ich mich arm, fühl' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,
der nackter wäre in der Morgenröte
als ich, die Frau, auf die du deinen Blick
geworfen,
da du sie singen hörtest.

Ich werde schweigen.
Keiner soll mein Glück erschaun,
der durch das Flachland schreitet,
den Glanz auf meiner plumpen Stirn
nicht einer sehen,
das Zittern nicht von meiner Hand....

Die Nacht ist da.
Aufs Riedgras fällt der Tau.
Senk lange deinen Blick auf mich.
Umhält mich zärtlich
durch dein Wort.
Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss
hinuntersteigt,
die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Es ist da eine exzentrische Geliebte. Sie hat ihre Mitte nicht in sich selber. Sie begnügt sich nicht mit der Kargheit, mit sich selber identisch zu sein, denn ihre Schönheit und ihr Reichtum liegen im Blick des Geliebten: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön, / schön wie das Riedgras unterm Tau.“ Ihre Schönheit ist nicht selbstproduziert. Sie erkennt sie nicht, indem sie in den Spiegel schaut; sie erkennt sie im Blick der Liebe. Dieser Blick befreit sie davon, Produzentin ihrer selbst zu sein und sich in der Selbstspiegelung schön finden zu müssen. Der Blick der Liebe befreit sie von dem Zwang und der Schalheit, ihre eigene Liebhaberin zu sein. Ich erinnere an eine Stelle mit ähnlichem Inhalt aus dem Hohen Lied (8,10). Die Braut spricht: „Ich bin geworden in seinen Augen wie eine, die Frieden findet.“ Sie spricht von einem Frieden, der nicht mit den eigenen Waffen und mit der eigenen Stärke erobert wurde. Der Blick des Geliebten baut das Haus ihres Friedens, in dem sie wohnen kann.

Ich habe nun nichts anderes getan, als paulinische Theologie ausgelegt und anhand des Liebesgedichts eine kleine Predigt über Gnade gehalten. Ich könnte fortfahren und erklären, was Selbstrechtfertigung, also das Gegenteil von Gnade, mit Gewalt zu tun hat. Ich mache also nicht anderes, als den anthropologischen Gehalt eines Begriffes oder eines Bildes zu erklären. Ich möchte eine Sprache, die die alten großen Bilder und Geschichten nicht verrät oder aufgibt, und die zugleich ausgelegt wird auf die gegenwärtigen Leiden, Wünsche, Befürchtungen und Hoffnungen. Religiöse Sprache wird erst hörbar, wo sie auf gegenwärtige Leiden und Hoffnungen trifft. Die Gegenwart



Magdeburger Dom St. Mauritius und Katharina

bleibt nur dort nicht ihre eigene Rechtfertigung und ihr eigenes Gefängnis, wo dramatische Erzählungen sie in die Perspektive der Hoffnung und des Gelingens stellen. Die Hoffnung ergibt sich nicht argumentativ. Aus dem reinen Argument ergibt sich viel naheliegender, wie man an vielen Stellen sieht, die Aussichtlosigkeit. Die Hoffnung braucht Lieder, Bilder, Erzählungen. Die Kirche soll also denen, die in ihren Vorhöfen lagern, nicht mit einer großmütigen, aber inhaltslosen Geste entgegenkommen. Sie soll ihre Schätze zeigen. Sie soll stellvertretend für jene Nicht- oder Halbchristen glauben. Vielleicht glauben diese ja, indem sie dem Glauben der anderen zusehen und zuhören. Ein Glaube in den Vorhöfen der Hoffnung. Wer wollte ihn verachten? Ich erwarte von der Arbeit der Kirche im öffentlich-missionarischen Raum in



einer Zeit verlöschender Träume, dass sie eine Art Erinnerungswerkstatt ist; eine Bildungsveranstaltung, in der an den inneren Mustern von Menschen gebaut wird, an ihren Wünschen und an ihrem Gewissen.

Tradition verstehe ich als eine Überlieferung der Bilder der Lebensrettung, die Menschen miteinander teilen. Dass das Leben kostbar ist; dass Gott es liebt; dass einmal alle Tränen abgewischt werden sollen; dass die Armen die ersten Adressaten des Evangeliums sind, das sagt, das singt, das spielt uns diese Tradition in vielen Geschichten, Liedern und Bildern vor. Die Hoffnung und die Lebensvisionen halten sich nicht allein durch das Argument, sie werden aufgebaut durch die Mitteilung und durch die Wahrnehmung solcher Lebensbilder. Das Evangelium baut an unseren Träumen von der

Gerechtigkeit und an unserem Gewissen. Der Mensch ist nicht nur verantwortlich vor seinem Gewissen, verantwortlich ist er auch für sein Gewissen. Träume, Gewissen, Visionen sind nicht selbstverständlich. Sie liegen nicht natürlich immer schon in uns, sondern wir müssen sie lernen. Es ist nicht selbstverständlich, dass der Schwarze nicht Beute des Weißen werden soll. Es ist nicht selbstverständlich, dass die Armen nicht Beute der Weißen werden sollen. Es ist nicht selbstverständlich, dass die Frau nicht Beute des Mannes werden soll. Das Evangelium bildet uns, es lehrt uns Gerechtigkeit, Gewissen und Hoffnung. Es ist nicht das Wichtigste, dass Menschen durch die öffentliche Sprache der Kirche unbedingt zu ihren Mitgliedern werden. Wichtig ist, dass Menschen in ihren Träumen und in ihrem Gewissen gebildet werden. Es ist nicht das Wichtigste, dass Menschen unter allen Umständen unseren Dialekt des Glaubens sprechen. Wichtig aber ist, dass sie die Hoffnung und das Recht lieben lernen. Die Erinnerung an die Träume schuldet die Kirche einer traumlosen Gesellschaft. Die Idee von der Gerechtigkeit und der Wahrheit zerfällt. Wir sehen uns neuen Lebenslagen gegenüber, in denen die Gedächtnislosigkeit zum Prinzip zu werden droht. Es gab einmal einen von fast allen angenommenen Horizont, eine Lesart von Geschichte und Welt; eine Normenkanon, welcher Solidarität, Achtung des Lebens und Gedächtnis der Toten gebot. Menschen waren gewohnt, normativ zu denken. Es gab humanistische, christliche und sozialistische Würdetraditionen, auf die man sich berufen konnte und vor denen die Würdelosigkeit, das Vergessen und die Ungerechtigkeit es

nicht ganz leicht hatten. Man hat gegen diesen Kanon verstößen, aber es gab ihn. Was aber, wenn in einer posttraditionalen und postmoralen Gesellschaft dieser Normenhorizont mit seinen Inhalten und Dramatisierungen zusammenbricht? Wir erleben im Augenblick den Zerfall oder die Entwichtigung zweier großer Lesarten der Geschichte, nämlich des Sozialismus und des Christentums. Den Anteil dieser Lesarten an der Beleidigung des Lebens will ich nicht unterschlagen. Es gab sie, und gelegentlich trat das Christentum den real existierenden Christen in den Weg und die Idee des Sozialismus den real existierenden Sozialisten. Es gab verpflichtende Texte, und wenn sie noch so oft gefälscht oder vergessen wurden. Die Texte befahlen, die Welt von den Opfern und Beleidigten her zu lesen. Was aber, wenn die Texte verschwinden und wenn die Geschichten unlesbar geworden sind? Dann braucht man sich nicht einmal die Mühe des Kaschierens und des Verdrängens zu machen. Es gibt die Würdelosigkeit, nicht mehr als sich selber zu kennen; des vergrabenen Gewissens und der ausgelöschten Träume. Und so wird die Aufgabe der Kirche dringend, in ihren alten Geschichten das Gedächtnis der Würde zu stiften. Das wäre der große Einspruch gegen ein Weltgefühl des Wahns, der Selbstvernichtung und der Antiquiertheit des Menschlichen.

Am Ende frage ich: Wie können wir, die Pfarrer, die Eltern, die Lehrerinnen die großen Erzählungen hüten, wenn unser eigener Glaube schwankend geworden ist? Denn diese Zeit ist an uns nicht vorbeigegangen, sie nistet in unseren Herzen. Ich glaube, dass ein Erzähler seine Hoffnung und ein Stück seiner Frömmigkeit

lernt, indem er die Geschichten der Hoffnung vor anderen ausbreitet. So ist es wohl auch bei den Pfarrern und Pfarrierinnen Sie predigen nicht, weil sie vor Glauben glühen, sondern sie lernen den Glauben, indem sie ihn weitersagen. Die hörende Gemeinde baut an ihrer Sprachfähigkeit. Unsere hörenden Kinder bauen an unserem Glauben. Was sollte daran falsch sein? Dies kann nur dem verdächtig sein, der glaubt, jederzeit Meister seiner selbst sein zu müssen und dem die Unabhängigkeit das letzte Ideal ist.

* Vortrag anlässlich des 50. RPI-Jubiläums
Der vorliegende Text erschien erstmals im Loccumer Pelikan 4/2000. Wir danken für die Abdruckgenehmigung!



Image by Pfeiftedder for pixaby

Ausflugstipp für Kirchengemeinden: Der Pfarrgarten Saxdorf

Worte und Zauber waren ursprünglich ein und dasselbe. Auch heute besitzt das Wort eine starke magische Kraft.

Sigmund Freud

Ein Nutzen der Schönheit liegt nicht klar zutage, ihre kulturelle Notwendigkeit ist nicht einzusehen, und doch könnte man sie in der Kultur nicht vermissen.

Sigmund Freud



Weitere Informationen unter:
Kunst- & Kultursommer Saxdorf e.V., www.saxdorf.de; kontakt@saxdorf.de, Tel: 035365/8390



Informationen

zur gesetzlichen Pflegeversicherung

Nachhaltig an Ihrer Seite

Der Sächsische Pfarrverein arbeitet in Fragen rund um Versicherung und Vorsorge schon seit vielen Jahren eng und vertrauensvoll mit dem Versicherer im Raum der Kirchen (VRK) zusammen.

Dies aus gutem Grund: Denn der VRK bietet Menschen, die im kirchlich-sozialen Bereich tätig sind, ganzheitlichen Schutz zu besonders vorteilhaften Konditionen. Christliche Werte stehen dabei im Vordergrund: Daher hat sich der VRK als erster Versicherer im kirchlichen Markt strengen Nachhaltigkeitskriterien verpflichtet, die den Handreichungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) folgen.

Die Mitglieder des Sächsischen Pfarrvereins können beim VRK von vielen wert-vollen Lösungen und Sonderkonditionen profitieren:

Sicherheit bei Wegfall der Residenzpflicht

Mit Eintritt in den Ruhestand entfällt die Residenzpflicht. Mit unserer Premium Rente bAV erhalten Sie die Sicherheit für Ihre Ruhestandsplanung. Diese Wertanlage ist ethisch-nachhaltig und wird sogar vom Staat unterstützt!

Sachversicherungen

Aufgrund der Mitgliedschaft in Ihrem Pfarrverein erhalten Sie Beitragsvorteile bei

- › Kfz-Versicherung
- › Privat-Haftpflichtversicherung (inkl. Amtshaftpflicht und Schlüsselverlust)
- › Hausratversicherung

Krankenversicherung

Besondere Konditionen für die Restkostenversicherung, sowie attraktive Tarife in der Kranken-Zusatzversicherung.

Nähtere Informationen gibt Ihnen gerne Ihr persönlicher Ansprechpartner des VRK vor Ort.

Sehr wenig wird benötigt,
um ein glückliches Leben zu führen;
es ist alles in dir selbst,
in deiner Denkweise.

Marc Aurel

Das Glück deines Lebens
hängt von der Beschaffenheit
deiner Gedanken ab.

Marc Aurel

Man soll die Feinde lieben,
nicht weil sie schon Brüder sind,
sondern damit sie Brüder werden.

Marc Aurel

Auf Basis christlicher Werteorientierung – nachhaltig in die Zukunft investieren



Jeder gläubige Mensch erlebt den Augenblick, an dem er vor der Wahl zwischen zwei Wegen steht. Die kleinen Alltagssorgen, der Blick in eine unbekannte Zukunft werden schnell zu Zweifeln, die unsere innere Stimme lauter werden lässt und uns zu einer entscheidenden Frage führt: Glaube - oder Alltag?

Wir, der Versicherer im Raum der Kirchen, verstehen diese Fragen, die Ihnen am Herzen liegen und haben einen klaren Auftrag! Als Versicherer mit christlichen Wurzeln bieten wir Ihnen einen Weg, der es Ihnen ermöglicht, Ihre Werte im Glauben mit Ihrem Alltag zu vereinen.

Christliche Werte neu erleben

Finanzielle Entscheidungen können Ihrem Wohl dienen und einen positiven Einfluss auf die Gesellschaft ausüben. Mit uns als ethisch-sozial orientierten Versicherer schaffen Sie sich ein wertvolles Sicherheitsnetz für Ihren Alltag, das Sie mit Fairness, Nachhaltigkeit und Herz auffängt.

Was bedeutet das konkret?

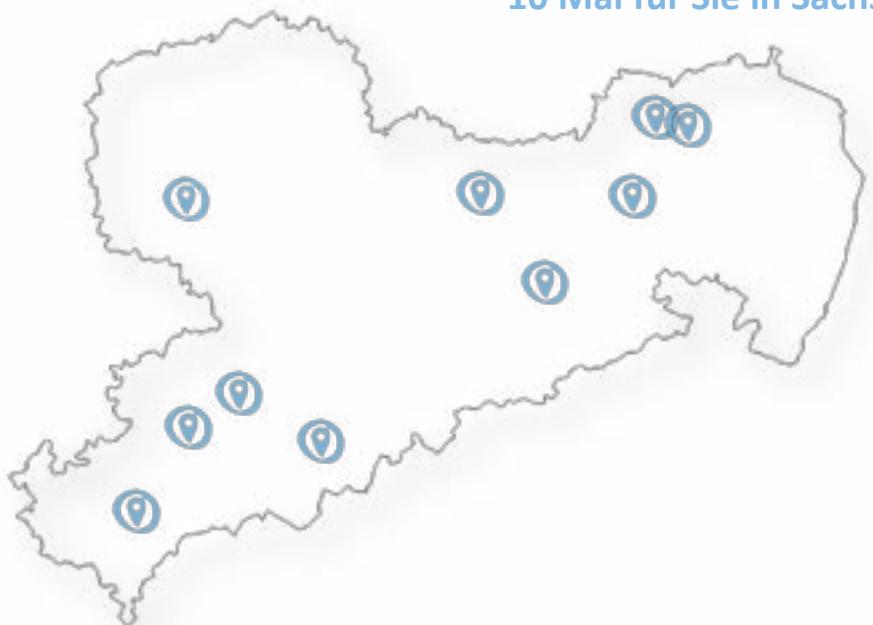
Wir haben für Sie traditionelle Werte in einen modernen, christlichen Alltag übersetzt und schließen Investitionen in Waffen, Kinderarbeit und klimaschädliche Industrien konsequent über unsere Kapitalanlagenkriterien aus. Unser Engagement für soziale Gerechtigkeit spiegelt sich in unseren Sponsorings kirchlich-sozialer Projekte wider. Das macht uns einzigartig auf dem Markt.

Mit christlichen Werten in die Zukunft

Christliche Werte beginnen bei zwischenmenschlichen Beziehungen und sollten bei Ihren Finanzentscheidungen nicht aufhören! Ein Beispiel aus dem Alltag: mit unserer Premium Rente mit Ethik Fonds schaffen Sie sich und Ihren Lieben eigene Sicherheit und investieren gleichzeitig durch unsere strengen Nachhaltigkeitskriterien in eine wertvolle Zukunft für uns alle.



10 Mal für Sie in Sachsen



Sie möchten mehr über unsere Leistungen erfahren – sprechen Sie uns gerne an.

Gütz, Stefan
Bahnhofstr. 15, 08261 Schöneck
Telefon: 037464-342651
E-Mail: stefan.guetz@vrk-ad.de

Seidel, Sandra
Lessingstr. 4, 08058 Zwickau
Telefon: 0152-28216152
E-Mail: sandra.seidel@vrk-ad.de

Neubert-Winker, Kathrin
Johannesstr. 09, 01662 Meißen
Telefon: 0157-58188168
E-Mail: kathrin.neubert-winkler@vrk-ad.de

Uhlmann, Lydia
Am Bach 4, 09366 Stollberg
Telefon: 037296-930893
E-Mail: lydia.uhlmann@vrk-ad.de

Günther, Volkmar
Alte Dorfstr. 27, 09456 Annab.-B.
Telefon: 03733-5969959
E-Mail: volkmar.guenther@vrk-ad.de

Böhme, Thomas
Aidlinger Str. 16, 01936 Laußnitz
Telefon: 035795-39300
E-Mail: thomas.boehme@vrk-ad.de

Brachmann, Steffi
Walnußweg 1, 04249 Leipzig
Telefon: 0341-4250584
E-Mail: steffi.brachmann@vrk-ad.de

Engler, Andreas
Fabrikstr. 1 A, 01723 Wilsdruff
Telefon: 035204-185957
E-Mail: andreas.engler@vrk-ad.de

Vogel, Christiane & Vogel, Torsten
Spremberger Str. 18, 02977 Hoyerswerda
Telefon: 03571-406095
E-Mail: christiane.vogel@vrk-ad.de
E-Mail: torsten.vogel@vrk-ad.de

Serie:

Pfarrer im Ruhestand

Albrecht Häußler (66) lebt mit seiner Frau Annegret (62) im Stadtteil Böhmitz-Ehrenberg in Leipzig. Das Ehepaar freut sich über zwei Kinder und ein Enkelkind.

Seit drei Jahren ist Albrecht Häußler im Ruhestand. Vorher war er Pfarrer in Böhlen südlich von Leipzig, in Leipzig und zuletzt ca. 10 Jahre im Gemeindeverbund Pösau. Albrecht Häußler wollte immer Gemeindepfarrer sein. Vor dem Theologiestudium in Leipzig am Theologischen Seminar war er 1 ½ Jahre Bausoldat in Leipzig. Schon während seiner aktiven Dienstzeit pflegte er verschiedene sportliche Aktivitäten. Er spielte bei den „Göttlichen Grashüpfern“ Fußball, ist bis heute Mitglied im Sportverein, das Fahrrad war und ist sein Begleiter.

Viele kennen Albrecht Häußler als sportlichen Kollegen, der seit vielen Jahren Marathon läuft. Er hat am Ultra-Marathon bis 100 km teilgenommen und dort 2019 in der Altersgruppe Ü60 den 1.Platz belegt. Fast 13 Stunden dauerte der Lauf! Am Rennsteiglauf bis 75 km hat er teilgenommen und trainiert bis heute für den Marathon bis 42 km, oftmals 2-3x in der Woche. Einmal im Jahr trifft sich eine interreligiöse Laufgruppe zu einem gemeinsamen Marathon in Luxemburg, bei dem ihn dort auch seine Frau anfeuert. Viele Freundschaften sind mit den Jahren gewachsen. Im Juni 2025 ist der sportliche Pfarrer in sieben Tagen



nach Utrecht zu einer Bonhoeffer-Tagung unterwegs gewesen. Dietrich Bonhoeffer mit seinem Leben und theologischen Werk beschäftigt ihn seit vielen Jahren. Seit dem Jahr 2000 ist er Mitglied in der Internationalen Bonhoeffergesellschaft und seit zwei Jahren dort im Vorstand der deutschsprachigen Sektion. Die internationalen Kongresse haben ihn schon bis nach Südafrika und Australien geführt. Fragen, wie z.B. eine künftige Generation leben kann, begleiten sein Nachdenken. Die Themen: Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung der Ökumenischen Versammlung sind in diesem Prozess bleibend aktuell. Weitsicht und intensive Frömmigkeit gehören für ihn dabei zusammen.

Albrecht Häußler ist ein „ausdauernder Charakter“. Seine religiöse Prägung hat er in jugendlichen Jahren in den Gruppen der Kirchengemeinde in Freiberg bekommen. Er berichtet von einer „pietistischen Phase“, vom Stille-Zeit-Kreis und Gesprächen, die sich mit Sinnfragen und biblischen Texten beschäftigt haben. Als Jugendlicher hat er Führungen im Freiberger Dom gemacht. Architektur, Kunst im Kirchenraum und bildende Kunst haben seinen Horizont geweitet. In den Jugendjahren wurde auch sein Interesse am Theologiestudium geweckt. Seit März 2025 verfolgt der aktive Ruheständler ein neues Projekt: Er begann an

der Universität in Leipzig eine Dissertation in der Begleitung von Prof. em. Dr. Peter Zimmerling zum Thema: „Bonhoeffers Predigten – eine linguistische Untersuchung nach der Sprechakttheorie“. In den Kirchengemeinden der Umgebung übernimmt er gerne 1-2x monatlich Gottesdienste. Die Jahrestagung des Sächsischen Pfarrvereins im November ist ein fester Termin im Kalender. Politisch engagiert sich Albrecht Häußler im Netzwerk „Leipzig nimmt Platz“. Für die Kirche in dieser Zeit wünscht er sich, dass sie nach außen sichtbarer wird, eine „Kirche in Bewegung“. Das kann z.B. in von Laien vorbereiteten Waldgottesdiensten sein oder Aktivitäten, die außerhalb der Kirchen im gesellschaftlichen Bereich stattfinden und auch einladend für eher kirchenferne Menschen sind. (GS)



Medaillen



_Rennsteiglauf Inselberg



Anerkennung beim Interfaith in Luxemburg

„Die einzigen normalen Leute sind die, die du nicht besonders gut kennst.“

Alfred Adler

Serie:

Pfarrerin im Ruhestand

Matthias Ellinger (68) und seine Frau Rita (69) leben am Ostende von Anger-Crottendorf in Leipzig. Sie freuen sich über 3 Kinder und 2 Enkelkinder.



Seit drei Jahren genießt Matthias Ellinger mit seiner Frau Rita den Ruhestand im eigenen Häuschen mit einem lauschigen Garten, in dem es üppig wächst und blüht. Er kommt aus einer Pfarrerfamilie und hat nach einer Lehre zum Baufacharbeiter Theologie an der Universität in Leipzig studiert.

Matthias Ellinger war Zeit seines Lebens mit ganzem Herzen Gemeindepfarrer. Zuerst in Mahlis mit drei weiteren Kirchdörfern bei Wermsdorf, anschließend in Baalsdorf-Mölkau mit Paunsdorf, die letzten 12 Jahre vor dem Ruhestand im Kirchspiel Kohrener Land. Im Gemeindepfarramt hat er sich frei gefühlt, konnte bei vielen Bauprojekten seine Erfahrungen aus der ersten Berufsausbildung auf dem Bau einbringen und die eigenen Talente als „Generalist und Allrounder“ im Gemeindealltag umsetzen. Im Gespräch wird deutlich, dass man mit ihm über alles reden kann und er in Theologie, Kirche und Gesellschaft gehaltvoll verortet ist. Matthias Ellinger bezeichnetet sich selbst als „gesellschaftlich sensibel“. Über viele Jahre im aktiven Dienst galt dem Thema „Kirche und Sport“ seine Aufmerksamkeit. Er hat den Kirchenfrühjahrslauf in Collm (am letzten Samstag im April erlebte er schon seine 30.

Auflage) mitgegründet und bei den „Göttlichen Grashüpfern“ Fußball gespielt, am liebsten als „Libero“.

Über 25 Jahre hat er im Vorstand der Pfarrvertretung die Belange der Pfarrerschaft in der Landeskirche mitgestaltet. Die Jahrestagungen des Sächsischen Pfarrvereins sind bis heute ein fester Punkt in seiner Jahresplanung. Jetzt engagiert er sich dezent ehrenamtlich in den Kirchengemeinden des Kirchspiels, neben den „üblichen sporadischen“ Vertretungsanfragen nahm er die Berufung in den Finanzausschuss des Alesiush-Kirchspiels an. Gerne gestaltet er ebenfalls Gottesdienste oder bringt ein Thema in Seniorenkreise ein. Sein großes Herz schlägt in besonderer Weise bei der klassischen Musik. Schon ab der 2. Klasse hatte er Geigenunterricht und spielte im Robert-Schumann-Jugendsinfonieorchester Zwickau mit. Später kam dann die musikalische Ausbildung auf der Bratsche dazu. Einen schon immer vorhandenen Wunsch erfüllt er sich endlich seit dem Eintritt in den Ruhestand: Gesangsunterricht zu nehmen.

Heute singt Matthias Ellinger weiterhin im Kirchenchor und im privaten Kreis in einem Männerquartett. Ein weiteres musikalisches Standbein ist das Singen in

der Universitäts-Kantorei, die 4-5 Projekte im Jahr zur Aufführung bringt. In der freien Zeit besucht das Ehepaar gerne Ausstellungen und oft Konzerte. Sie genießen die kulturellen Möglichkeiten der Stadt Leipzig sehr!

Aber auch breitgefächerte Literatur gehört für beide zu einem lebenswerten Alltag. Im Freundeskreise treffen sie sich seit vielen Jahren einmal monatlich zu literarischen Abenden und einem Austausch über ein von allen gelesenes Buch. Über Durststrecken haben ihm verständnisvolle Menschen geholfen, mit denen ein ehrlicher Austausch über die Hürden des Alltags möglich war. Matthias Ellinger liebt die „geistlichen Welten“, dazu gehört originäres tiefgründiges theologisches Nachdenken, verbunden mit dem großen geistigen Kosmos.

So empfindet er die jährliche Leipziger Buchmesse als ein großes Geschenk: „Die Eröffnung im Gewandhaus, die Verleihung des Leipziger Buchpreises zur Europäischen Verständigung mit Laudatio und Empfang. Das Lesefest ‚Leipzig liest‘ bringt Relevantes ideal zusammen ... einfach himmlisch.“

Auf die Frage, was er an seiner Kirche in der jetzigen Zeit besonders schätzt, sagt er: „...dass unverdrossen schöne und bewegende Gottesdienste gefeiert werden. Ganz gleich ob in der Universitätskirche oder im ländlichen Bereich.“ Kritisch und mit Bedauern nimmt er den Relevanzverlust des Christlichen in der Gesellschaft wahr. „Mit einer „Rolle rückwärts“ und restaurativen Tendenzen lässt sich kirchliches Leben zum Wohl der Menschen in der Zukunft sicherlich nicht gestalten.“ Diese Entwicklungen bereiten im

Unbehagen. „Wir brauchen offene Herzen, Kirchen und Versammlungsräume!“ Zum guten Schluss bleibt zu sagen, was auf dem Türschild steht: „Hier lebt ein gut gelaunter Rentner“. (GS)



Die Gefühle der Masse sind stets sehr einfach

und sehr überschwänglich.

Die Masse kennt also weder Zweifel noch Ungewissheit.

Sigmund Freud

Niemals sind wir ungeschützter gegen das Leiden, als wenn wir lieben, niemals hilfloser unglücklich, als wenn wir das geliebte Objekt oder seine Liebe verloren haben.

Sigmund Freud

Lesenswert

Alexander Deeg und Christian Lehnert (Hrsg.) „Erfahrenes Heil – Gottesdienst und Heilung“ Beiträge zu Liturgie und Spiritualität. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2024, 233 Seiten, 35 €

Das Buch bietet anhand von 12 Beiträgen eine tiefgehende Auseinandersetzung über den Zusammenhang zwischen Gottesdiensten und Heilung im christlichen Kontext. Darin wird untersucht, wie Gottesdienste als Orte der Heilung erlebt und welche theologischen, liturgischen und praktischen Aspekte dabei eine Rolle spielen können. Die Kapitel reflektieren die biblischen Grundlagen von Altem und Neuen Testament, um die Bedeutung von Heil und Heilung als Teil des christlichen Glaubens zu verdeutlichen. Es folgt eine Auseinandersetzung mit der liturgischen Gestaltung von Gottesdiensten, die Heilung fördern und wie inklusive Gebetsformen, Segnungen und gemeinschaftlicher Rituale lebendig gestaltet werden können. Zudem werden praktische Beispiele und Erfahrungsberichte vorgestellt, die zeigen, wie Heilung in verschiedenen Gemeinden und Kontexten erlebt wird.

Ursprünglich wurde „Heil“ im biblischen und theologischen Kontext oft als ein umfassender Zustand des Ganzseins verstanden – also nicht nur die Abwesenheit von Krankheit, sondern ein Zustand von innerem Frieden, Ganzheit und Gottesnähe. „Heilung“ war damals eng verbunden mit göttlichem Wirken, das den Menschen wieder in seine ursprüngliche, gottgewollte Ordnung zurückführt. Es ging also um mehr als nur körperliche Genesung; es ging um die Wiederherstellung des ganzen Menschen in seiner Beziehung zu

Gott, sich selbst und anderen.

Im Lauf der Jahrhunderte hat sich das Verständnis von „Heil“ und „Heilung“ gewandelt. Während in der frühen christlichen Tradition die Heilung stark mit Wundern und göttlichem Eingreifen verbunden war, wurde im Mittelalter und in der Neuzeit die medizinische Sichtweise stärker betont. Die Trennung zwischen körperlicher Heilung (Medizin) und geistlicher Heilung (Glaube, Seelsorge) wurde immer deutlicher.

In der modernen Theologie und Praxis, wie sie im Buch dargestellt wird, verschmilzt dieses Verhältnis wieder mehr. Die Autoren betonen, dass „Heil“ heute als ein ganzheitliches Konzept verstanden wird, das Körper, Seele und Gemeinschaft umfasst. „Heilung“ ist dabei nicht nur die Beseitigung von Symptomen, sondern ein Prozess, der auch spirituelle, emotionale und soziale Dimensionen einschließt. Das Verhältnis zwischen beiden Begriffen hat sich also dahin gewandelt, dass „Heil“ als ein umfassender Zustand verstanden wird, den „Heilung“ anstrebt – wobei Heilung nicht nur auf das Körperliche beschränkt ist, sondern auch auf das Geistige und Gemeinschaftliche. Der Beitrag von Martin Lüstraeten berichtet über Heilung und Liturgie im Katholizismus und den Exorzismus Besesener in Vergangenheit und Gegenwart.

Perspektivisch ermöglicht das Buch einen Ausblick für die Seelsorge, sich noch stärker interdisziplinär zu verorten, d.h., z.B. in Zusammenarbeit mit medizinischem Personal, Psychotherapeuten und Sozialarbeitern. Mit der zunehmenden Digitalisierung kommen auch eine digitale Seelsorge und virtuelle Rituale in den Blick. Angesichts globaler Entwicklungen werden die Bedeutung von Respekt und Offenheit, in Bezug auf eine kulturelle und religiöse Kompetenz betont. (GS)

Lesenswert

Edgar Thaidigsmann „Gesehen werden und sehen“ – Elemente einer theologischen Sehschule
Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2024, 334 Seiten, 68 €

Edgar Thaidigsmann nimmt mit seiner theologischen Sehschule einen bisher wenig bedachten Blickwinkel ein: Er verbindet biblische Perspektiven mit systematisch-theologischen Reflexionen anhand von 16 biblischen Beispielen. Der Autor versteht sein Werk als eine „Stückwerksystematik“, die gerade in einer Welt, wo das bildliche Sehen in den Medien und die Wahrnehmung des Einzelnen im Vordergrund stehen, als einen Beitrag zur „Wahrnehmungslehre“.

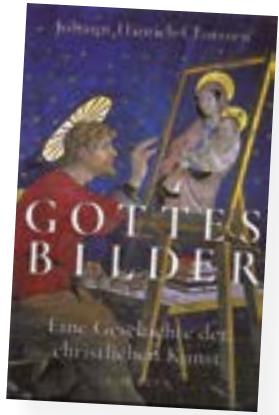
Die differenzierten Reflexionen zu biblischen Themen wie z.B. „Und siehe, es war alles sehr gut – Gen 1,1-2,4a“, „Aufgetane Augen – Gen 3“, „Der Gott, der mich sieht – Gen 16“ „Das leuchtende Angesicht Gottes im aaronitischen Segen – Num 6,24-26“ „Vom Nicht-Sehen und vom Sehen des Auferweckten“ oder „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel.... – 1. Kor 13,12“ werden systematisch analysiert und betrachtet unter philosophischen, historischen wie auch teils literarischen Gesichtspunkten. Die feine Gliederung der Abschnitte gibt einen schnellen Überblick zum Inhalt und ermöglicht eine gute Lesbarkeit der einzelnen Kapitel.

Interessant ist die Deutung des Magnifikat (Lk 1, 46-55) bei Martin Luther am Beispiel „Gottes Sehen in die Tiefe“. denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen“. – bei Luther wurde das Verständnis von Demut als gottgefällige Selbster niedrigung überwunden, denn „niemand achtet oder röhmt sich als demütig, als wer der Allerhochmütigste ist“. Maria wurde von Gott „angesehen“. Dieses „Ansehen“ ermöglicht in der Folge

Menschen Bedeutung, auch wenn diese in der Gesellschaft bisher übersehen oder an den Rand gedrängt waren. Wenn Gott einen Menschen „ansieht“ wie Maria, greift Gott in gesellschaftliche Beziehungen ein, deren „Ansehen“ sich wesentlich aus Herkunft, Stellung, Funktion oder Leistung generieren. Der Leitgedanke des Buches ist Psalm 36,10a+b „Denn bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Licht, sehen wir das Licht.“ Leben und Licht gehören in besonderer Weise zusammen, wie auch sinnliche Erfahrungen und Erkenntnisse.

Das Buch nimmt die Bedeutung des Sehens im Verhältnis von Gottes Sehen und dem Sehen von Menschen im Spannungsbogen von Sehen und Gesehen-Werden auf. Deshalb eignet sich das Buch besonders für Pfarrerinnen und Pfarrer im gemeindlichen Kontext in mehrfacher Weise: Zum einen regen die biblischen Beispiele natürlich auch an, diese im Gottesdienstlichen Rahmen oder in Gesprächsgruppen aufzunehmen und beide Sichtweisen für die Gemeindeglieder zu verdeutlichen und mit eigenen Seherfahrungen zu verbinden.

Im Vorfeld des Themas sind Pfarrerinnen und Pfarrer zur Selbstreflexion eingeladen. Wer im Pfarrhaus wohnt und/oder in einem öffentlichen Beruf arbeitet kennt die Themen „Gesehen werden und sehen“ aus dem eigenen Lebensalltag. Der Weg zu Verknüpfungen der biblischen Geschichten und persönlichen Glaubenthemen ist dabei nicht weit und kann durchaus auch in Konventen oder Mitarbeitendenbesprechungen aufgenommen werden. (GS)



Lesenswert

**Johann Hinrich
Claussen „Gottes
Bilder – Eine Ge-
schichte der christ-
lichen Kunst“
Verlag C.H.Beck
München 2024,
318 Seiten, 32 €**

Johann Hinrich Claussen will mit seinem Buch den Lesenden einen Reiseführer in die Hand geben, der in „Zwölf Sälen“, die ähnlich wie bei einem Museumsbesuch, zwölf Räume durchschreiten. Dabei erleben sie die Entwicklung der christlichen Bilder anhand vieler Beispiele durch die Jahrhunderte. Bedeutende Kunstwerke und Epochen werden beleuchtet, um die jeweiligen christlichen Bilder verständlich zu machen.

Bevor man den „Ersten Saal“ betritt, wird der Lesende im „Einlass“ mit einem Bild aus Erbauungsbuch mit dem Titel „Veridicus Christianus“ (Christlicher Wahrsager) von 1601 in das Thema des Buches eingeführt. Der flämische Grafiker Theodor Galle hat es illustriert und zeigt einen sein Kreuz tragenden Christus allein auf einem Berg. Um ihn herum, in einem Halbkreis versammelt, sitzen zehn Maler mit Pinseln und Paletten vor ihren Staffeleien und betrachten Christus, wie ein Modell. Dabei zeichnet jeder von ihnen ein anderes Bild von Christus: z.B. malt ein Künstler die Hochzeit zu Kana, ein anderer den Einzug in Jerusalem, ein dritter die Verklärung Jesu. Lediglich der Künstler mit dem größten Abstand vorne zeichnet Jesu so, wie er auf dem Hügel steht, sein Kreuz tragend.

Dieses markante Bildmotiv mag exemplarisch für uns Menschen stehen. Christus zeigt sich einem Menschen jeweils etwas anders und

führt damit wegweisend in die Bilderwelten der „Zwölf Säle“ ein. Der „Erste Saal“ beginnt mit den Bildern im antiken Israel, dessen Verehrung und dem Bilderverbot. Die nächsten „Säle“ beschreiben antike Bildwelten in Syrien, Ägypten und Äthiopien, danach folgen die Orthodoxie und Ikonenmalerei. Der Weg geht weiter über Fresken der Frühhrenaissance, Grafiken der Reformationszeit, Sehnsuchtsbilder der Romantik bis hin zum „Zwölften Saal“ zur Christlichen Kunst der Moderne. Markante, teils auch weniger bekannte Bildmotive, werden gezeigt und erläutert.

Ein zentrales Thema des Buches ist die Spannung der Unfassbarkeit Gottes im christlichen Glauben und dem menschlichen Bedürfnis, ihn sichtbar zu machen. Claussen analysiert, wie Künstler versucht haben diese Balance zu finden und wie sich die jeweiligen kulturellen, theologischen und gesellschaftlichen Kontexte auf die Darstellungen ausgewirkt haben. Ein besonders Interesse gilt daher auch dem den „kollektiven und individuellen Gebrauch der vorgestellten Kunstwerke.“

Der Autor betont die Vielfalt und Komplexität der christlichen Bilder und ermöglicht den Lesenden die Entwicklung dieser Bilder im Kontext ihrer Zeit zu verstehen. Er möchte die Lesenden einladen, sich mit einer Gruppe oder alleine auf den Weg ins nächste größere oder kleinere Museum zu machen, berühmte Kathedralen oder die Kirche in der Nachbarschaft zu besuchen. Die gute Lesbarkeit der Texte können auch eine Anregung für die Gemeindearbeit sein, christliche Bildwelten stärker in der pastoralen Arbeit mit Gruppen oder im Gottesdienst zu verankern, damit die christliche Kunst in den Museen nicht nur bewundert, sondern auch verstanden werden kann. (GS)

Lesenswert

**Andrea Gorres „Integrative Seel-
sorge – Ein praktisch-theologi-
sches Verfahren“ Evangelische
Verlagsanstalt Leipzig 2024, 48 €**

Andrea Gorres legt mit ihrer Habilitationschrift den Entwurf einer Seelsorge für das 21. Jahrhundert vor. Seelsorge ist heute eingebunden in verschiedene Kontexte einer säkularen Welt und ist gleichzeitig gefordert, sich mit der Tradition und Geschichte von Jahrhunderten zu verbinden. Die Autorin hat sich auf den Weg gemacht, den Begriff der „Seele“ in seiner historischen Entwicklung nachhaltig zu reflektieren und neu in Beziehung zur wissenschaftlichen wie auch zur praktisch-theologischen Arbeit zu setzen.

Die „Integrative Seelsorge“ hilft dabei, Menschen auf ihrem Lebensweg und mit Gott zu begleiten. Dabei nutzt sie eine besondere Sichtweise, die als „mystagogisch“ bezeichnet wird, um das Verständnis dafür zu erweitern. Darunter ist eine Methode zu verstehen, die Menschen schrittweise und behutsam in die tieferen Bedeutungen, Geheimnisse oder spirituellen Erfahrungen einführen möchte.

Es geht also darum, das Verständnis für das Göttliche, den Glauben oder spirituelle Erfahrungen zu vertiefen und zu begleiten. Darin unterscheidet sie sich deutlich von der „Ganztod-Theorie“ Eberhard Jüngels im 20. Jahrhundert, welche innertheologisch diskutiert wurde und zu einem eher ablehnenden und distanzierten Begriff der Seele geführt hatte. In Bezug zu Psychotherapie und Beratungsarbeit besteht in der Seelsorge die Annahme einer transzendenten Wirklichkeit der Seele. Das praktisch-theologische Verfahren hat Auswirkungen hinsichtlich der Beziehung zwischen dem Seelsorgenden und der Seele dessen, der Seelsorge in Anspruch nimmt. In diesem offenen Prozess der Begegnung

haben machtvolle Interpretation und Bewertung keinen Platz. Integrative Seelsorge möchte begleiten und anleiten, damit sich die Seele des anderen in geistlicher und persönlicher Dimension entwickeln und entfalten kann. Dazu hat die Autorin die sog. „tree of science“ entwickelt, die im Buch grafisch dargestellt werden und mit denen Andreas Gorres wissenschaftlich arbeitet. Andererseits werden sog. „geistliche Lebenspanoramen“ mit ihren therapeutischen Grundlagen z.B. aus der Kunst- und Gestalttherapie vorgestellt und in die Integrative Seelsorge eingearbeitet.

Um das pastoralpsychologische Verfahren in der Seelsorgearbeit anzuwenden, ist es für den Seelsorgenden unabdingbar, sich selbst einen reflektierten Zugang zur Integrativen Seelsorge zu erarbeiten.

Die Integrative Seelsorge arbeitet auf eine Weise, die man als phänomenologisch bezeichnet. Sie konzentriert sich damit zunächst auf das, was direkt sichtbar oder spürbar ist – also auf das Offensichtliche. Von dort aus fragt sie dann nach den tiefer liegenden Entwicklungen. Die Beschäftigung mit diesen sichtbaren Erscheinungen ist ein wichtiger Bestandteil dieses ganzheitlichen Ansatzes. Er bietet eine Vielzahl von passenden Modellen und Methoden, um eine kreative und vielseitige seelsorgerliche Praxis zu ermöglichen, die auf die unterschiedlichen Bedürfnisse und Seelen der Menschen eingeht. Die Habilitationsschrift von Andrea Gorres ist ein wichtiges Handbuch für die Seelsorgearbeit von Pfarrerinnen und Pfarrern, wie auch für die theologische Hausbibliothek. (GS)



Lebens-Geschichten

I.

Das ist so meine Art:
einer Sache auf den Grund gehen,
sich ein eigenes Urteil bilden.

Ich will alles genau wissen,
erst recht dann, wenn ich nichts sehe,
nicht durchblicke, nichts versteh'e.
So ist oft schon die Nacht der rechte Rahmen.

Das matte Licht flackerte,
passend zu meinen Fragen,
geboren aus der Unsicherheit.

Es geht mir um das Leben
und ein sinnvoll-schönes Ziel.

Antwortend sprach ER
vom Neuanfang, aber
nicht aus eigenem Wollen.
„Es geschieht etwas mit dir.
es ist wie Geborenwerden:
ein neuer Mensch werden
mit all deinen Fragen,
mit dem Ungewissen menschlichen Lebens.

Geglaupte Sicherheit:
Der dich werden ließ,
steht zu dir.“

Lebensgarantie und gutes Ziel
als Geschenke der Gabe des Lebens!

Was hätte ich alles gegeben,
Sein Leben zu erhalten!

Selbst Seiner Anhängerschaft verdächtigt (wie wahr!) -
meine Aufforderung zu sachlichem Umgang
fand kein Gehör.

Nun also nur noch Myrrhe und Aloe
gegen den übeln Geruch des Todes.

Was sonst sollte noch folgen?
Wie ist das mit dem Leben,
von Ihm vorgestellt?
Was, nein! Wer folgt?



II.

In meinem Leben
habe ich es zu etwas gebracht:
Stand und Ansehen, Reichtum...
Dafür bin ich dankbar und froh.
Gottes Nähe suche und spüre ich.
In Jerusalem wollte ich eines Tages sterben.

Da, so sagte man, beginnt einst
Auferstehung, ein neues Leben
ganz anderer Art.
Da wollte ich von Anfang an dabei sein.
Wann wird es sein?

Ich ließ mir ein Grab bauen,
in Stein gemeißelt, ein dauerhaftes Denkmal
des Stolzes, meiner Würde, meiner Erfolge.
In dieser Höhle wird mein Körper vergehen.

Menschen werden mich vergessen.
Was bleibt wirklich?
Merkwürdiges Sorgen und Fragen!

Ich traf einen,
er sprach von dem neuen Leben.
Seine Geschichten trafen und lockten
und bewegten auch mich.
Wir wurden Freunde.

Ich konnte nicht begreifen,
wie Menschen mit ihm nichts anfangen
konnten oder wollten.

Ich konnte nicht verhindern,
dass ihm sein Leben genommen wurde.

Ich bat um den Toten.
Ich gab ihm mein Grab.
Sein Denkmal sollte es werden.
In ihm sollte man im Gedächtnis behalten.

Konnte ich denn ahnen,
dass alles so schnell ganz anders würde?

Konrad Creutz

Eindrücke von Jahrestagung 2025

Die Jahrestagung 2025 fand vom 3.-5. November in Meißen statt. Der Arbeitstitel der Tagung „Geist und Maschine – Theologie im digitalen Zeitalter“ wurde von den Teilnehmenden der Tagung als sehr zeitgemäß und aktuell wahrgenommen, sodass die vorhandenen Plätze ausgebucht waren und einige noch als Tagesgäste angereist waren. Prof. Dr. Florian Höhne referierte zum Thema „Was heißt unter digitalen Bedingungen die Wahrheit sagen?“ und beschrieb einen Bogen bis hin zu Dietrich Bonhoeffer und seinem Verständnis von Wahrheit auch unter schwierigsten Bedingungen im Konzentrationslager Auschwitz. Prof. Dr. Ralf Otte gestaltete mit den Zuhörenden anregende Vortrags- und Diskussionsrunden zum Thema „Künstliche Intelligenz und

Bewusstsein“. Er stellt Ausschnitte aus seinem Buch: „Künstliche Intelligenz. Illusion und Wirklichkeit. Warum Vollautonomes fahren weltweit niemals Wirklichkeit wird und uns zu Hause auch kein Roboter einen Kaffee holt.“ vor. Mit grafischen Darstellungen verdeutlichte er mathematische Prozesse so, dass die Fragen aus der Runde anschaulich und nachvollziehbar auch über sehr komplexe technische Zusammenhänge beantwortet werden konnten. Die Zeit ist vielen sehr schnell vergangen. Für das nächste Jahr wünschen sich die Teilnehmenden wieder so hochkarätige Referenten. Am Dienstagabend sorgten dann Uta Fehlberg und Beatrice Szerement von Duo Stilfrehc mit jazzigen Klängen und selbstgeschrieben Liedern für eine niveauvolle

und entspannende Unterhaltung. Feste Tagungspunkte waren traditionell die Mitgliederversammlung mit dem Jahresbericht des Vorsitzenden Eckehard Möller und der Bericht des Schatzmeisters Michael Ramsch. Dr. Robert Mahling berichtete aus der Arbeit der Solidarkasse. OLKR'in Margrit Klatte musste leider kurzfristig absagen. Die freie Zeit wurde dann von den Tagungsteilnehmern dazu genutzt, über aktuelle Themen aus den Kirchengemeinden und der Landeskirche ins Gespräch zu kommen. Eine Zusammenfassung des Gespräches wurde vom Vorstand an OLKR'in Klatte weitergeleitet. Die Tagung endete mit einer Abendmahlsandacht in der St. Afrakirche. (GS)

Termin zum Vormerken!
Jahrestagung des Sächsischen
Pfarrvereins 2026
2. – 4. November 2026 in Meißen



Prof. Florian Höhne



Duo Stilfrehc



Abendmahlsaltar in St. Afra



Abendmahlsandacht St. Afra



St. Afrastern



Prof. Ralf Otte

LEISTUNGS KATALOG



Sächsischer Pfarrverein e.V.

Ausgabe des Pfarramtskalenders

Monatlicher Bezug des Deutschen Pfarrerblattes

Studienhilfe über den Verband Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V.

Günstiger Urlaub im Feriendorf Lubmin an der Ostsee
(über den Thüringischen Pfarrverein e.V.)

Bezug der Informationsbroschüre des Vereins (SPV-Info)

Beratung in Dienstrechtsfragen

Kostenlose Teilnahme an der an der dreitägigen Jahrestagung mit Mitgliederversammlung

Aktuelle Informationen über die Konventsvertrauensleute

Zuschuss zur Teilnahme am Deutschen Pfarrertag

Erstausstattungsbeihilfe für Dienstanfänger (1.000 €/beim Schatzmeister zu beantragen bis spätestens zur Ständigungserwerbung)

Gruß zum Ordinationsjubiläum (mit 200 €)

Begrüßungsgeld zur Geburt eines Kindes (200 €/beim Vorstand zu beantragen innerhalb des 1. Lebensjahres des Kindes)

Grüße zu hohen Geburtstagen

Nachlässe bei Versicherungen vom Versicherer im Raum der Kirchen (VRK)

Rechtsschutzversicherung für Arbeits-, Disziplinar- und Standesrecht

Erweiterte Verkehrsrechtsschutzversicherung (auch für Familienangehörige)

Darüber hinaus unterstützen wir Pfarrerinnen und Pfarrer und Mitarbeitende in osteuropäischen Kirchen durch die Arbeit unserer Solidarkasse.

www.saechsischer-pfarrverein.de

„Jeder erfolgreiche Mensch beschäftigt sich mit den Interessen der anderen, der erfolglose und gewöhnliche vorwiegend mit den eigenen.“

Alfred Adler

Sächsischer Pfarrverein e.V.
Pfarrerin Friederike Hecker
Fiedlerstraße 2
01307 Dresden

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Sächsischen Pfarrverein e.V.

Anrede: _____

Name: _____

Vorname: _____

Geburtstag: _____ Ordinationstag: _____

Postleitzahl: _____ Ort: _____

Straße und Nr.: _____

Telefon: _____

E-Mail-Adresse: _____

Konvent: _____

Kirchenbez.: _____

Einzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e.V.
die Abbuchung meines monatlichen Mitgliedsbeitrages durch
die ZGAST zu veranlassen.

Ort, Datum: _____

Unterschrift: _____

Einzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e.V.
die Abbuchung meines monatlichen Beitrages
zur Solidarkasse durch die ZGAST zu veranlassen.

Ort, Datum: _____

Unterschrift: _____

Sächsischer Pfarrverein e.V.

Pfarrerin Friederike Hecker
Fiedlerstraße 2
01307 Dresden

Wird vom Pfarrverein ausgefüllt:

Mitgliedsnummer:

Beitrag:

Solidar:

Inkasso:

Dt. Pfbl.:

B C D L Z

Konventnummer:

B C D L Z

Konventnummer:

B C D L Z

Konventnummer:

„Wer mit den Augen eines anderen sehen, mit den Ohren eines anderen hören und mit dem Herzen eines anderen fühlen kann, der zeichnet sich durch Gemeinschaftsgefühl aus.“
Alfred Adler

Hinweis

Die Solidarkasse und der Pfarrverein freuen sich auch über Spenden!

Auf Anfrage werden Spendenquittungen ausgestellt.

Solidarkasse des Sächsischen Pfarrvereins e.V.

Bank für Kirche und Diakonie – KD-Bank

IBAN: DE40 3506 0190 1624 5900 11, BIC: GENODED1DKD

Sächsischer Pfarrverein e.V. IBAN: DE 45 3506 0190 1611 1200 16, BIC: GENODED1DKD



Zoom-Sitzung bei Schnee und Eis im Januar 2020

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice gewährleisten zu können, bitten wir alle Mitglieder, Adressenänderungen sowie Änderungen des Dienstverhältnisses zeitnah weiterzugeben an:

Sächsischer Pfarrverein e.V.

Pfarrerin Friederike Hecker

Fiedlerstraße 2

01307 Dresden

0351 4393952

friederike.hecker@evlks.de

Anschrift:

Sächsischer Pfarrverein e.V. / Pfarrervertrag

Vorsitzender

Eckehard Möller

An der Kreuzkirche 6

01067 Dresden

Tel. 0351 / 2565 1698

Mail: eckehard.moeller@evlks.de

www.saechsischer-pfarrverein.de

Schriftleitung:

Pfarrerin i.R. Gabriele Schmidt

Obere Burgstraße 6a

01796 Pirna

Telefon: 03 501/464 667 0

Mail: g.w.j.schmidt@t-online.de



"Historischer Blick in die Geschichte
der Spitäler in Dresden"

"Nahtoderfahrungen als
Grenzerlebnis in der Seelsorge"

INFO 29 Februar
2026